



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf., mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Mathilde Möhring.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Theodor Fontane.

So ging alles gut in Woldenstein. Nur der Landrat verhielt sich kühl, und es war ganz ersichtlich, daß er weder von der „Initiative“, die sein eigenes Licht in den Schatten stellte, sonderlich erbaut war, noch von Hugos Rathenschaft und der Gleichberechtigung der drei Konfessionen. Es kamen Bezeugungen vor, bei denen Hugo „geschnitten“ wurde, besonders von der Frau Landrätin, die Längerin erst in Agram und dann in Wien gewesen war und sich nun offenbar die Festigung des christlich Germanischen zur Lebensaufgabe gestellt hatte. Hugo war mehr als einmal in bittere Verlegenheit geraten und hatte sich bei seinen Spaziergängen im Garten, die bis in den Spätherbst hinein fortgesetzt wurden, verschiedentlich gegen Thilde darüber ausgesprochen.

„Du verstehst es nicht“, sagte Thilde und nahm eine beurre gris vom Baum. „Sieh, Hugo, diese beurre gris ist noch hart, und du mußt sie vier Wochen aufs Stroh legen, eh' sie schmeckt; aber 'noch eh' die vier Wochen 'rum sind, habe ich dir den Landrat weich gemacht. Er ist ein sehr guter Herr und eigentlich liebenswürdig von Natur, und das müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er nicht zu befehlen wäre. Wer eine Längerin heiratet, hat immer ein weiches Herz.“

Hugo seufzte, denn er litt unter der Gegnerschaft und sah kein Ende davon. Aber er hatte Thilde unterschätzt, und die vier Wochen waren noch nicht um und die Birne noch nicht präsentiert, als Hugo Ende November von einer Kreistagsung heimkam und nicht genug von der Liebenswürdigkeit des Landrats erzählen konnte.

Thilde sagte kein Wort, und Hugo sah erst einigermaßen klar in der Sache, als er am selben Abend Silberstein in der Ressource traf.

„Haben Sie schon gelesen, Herr Großmann?“ sagte dieser augenzwinkernd, und als Hugo verneinte, gab er ihm die vorletzte Nummer der Königsberger „Hartung'schen Zeitung“, die in Woldenstein am meisten gelesen wurde, mit den Worten: „Sehr gut geschrieben. Ein feines Artikelfchen. Aber er ist es wert. Er ist ein feiner Herr, der Herr Landrat.“ Und dabei ließ er Hugo mit dem Zeitungsblatt allein.

Hugo schüttelte den Kopf und setzte sich in einen Stuhl neben dem Schanktisch, auf dem sechs, acht Weingläser mit Apfelsinencreme, eine Baumtorte und kleine Korianderkuchen standen. Er selbst hatte sich schon vorher einen Curacao geben

lassen, und während er daran nippte, las er die blau angestrichene Stelle:

„Woldenstein, 14. November. In unserm Kreis rührt man sich bereits für die Wahlen, ohne daß eine besonders pressante Veranlassung dafür vorläge. Denn die Wahl unseres Landrats v. Dunajewski darf wohl als gesichert angesehen werden, da, soviel wir bisher erfahren konnten, seine politischen Gegner auf Aufstellung eines Gegenkandidaten verzichtet haben. Sowohl die polnisch-katholische wie die fortschrittliche Partei vereinigen sich in Würdigung der hervorragenden Charakter- und Verwaltungseigenschaften des Landrats v. Dunajewski und halten es für ihre Pflicht, selbst auf Kosten ihrer sonstigen politischen Überzeugungen ihrem Vertrauen zu ihm Ausdruck zu geben. Es läßt sich hier von einem Sieg der Persönlichkeit sprechen, der um so glänzender ist, als das landrätliche Hauswesen eine besondere Anziehung auf das Polentum ausübt. Die feine Sitte, die dem Polentum so viel bedeutet, hat in diesem Hauswesen ihre Stätte. Diese Vorzüge würdigt auch der Fortschritt trotz gesellschaftlichen Draußenstehens vollauf, weil der vorherrschende Ton nicht nur ein Ton der Vornehmheit, sondern beinahe mehr noch der schönsten Humanität ist. Frau v. Dunajewski hat einen Krippenverein gegründet, zu dem auch die dritte Konfession beigesteuert hat, und die Tätigkeit dieses Vereins wird am Weihnachtsabend Freude in die Hütten der Armut tragen. Über alle großen Fragen hinaus bedarf unser Kreis vor allen Dingen einer Sekundärbahn, um endlich bequeme Verbindung mit der Weichsel zu haben, eine Sache, darin alle Parteien einig sind. Und diese Bahn uns zu sichern, ist Landrat v. Dunajewski geeigneter als jeder andere, da seine Beziehungen zum Hof bekannt sind. Adel, wenn er die Zeit begreift und auf Exklusivität verzichtet, ist immer die beste Lokalvertretung.“

Hugo legte das Blatt aus der Hand und nahm einen Korianderkuchen. Also daher! Er hält mich für den Verfasser. Natürlich, da in Woldenstein nur drei Menschen in Betracht kommen können: Silberstein, der katholische Lehrer und ich. Und da es Silberstein und der Lehrer aus inneren Gründen nicht sein können, so bin ich es.

Er erhob sich und sah in den Saal nebenan hinein, um noch an Silberstein eine Frage zu richten, aber der war fort, und so brach er auf, um nach Haus zu gehen.

Unterwegs fiel ihm ein: Sollte vielleicht? ... Aber nein, das war nicht möglich, dazu war es alles zu gewandt, zu

routiniert ausgedrückt! Und noch damit beschäftigt, trat er in sein Zimmer, wo Thilde gerade den roten Papierschild über die Lampenglocke warf.

„Guten Abend, Thilde. Nun, was gibt es?“

„Das mußt du wissen, du warst ja aus.“

„Ja, ich war in der Ressource, nur eine Viertelstunde, und dann kam Silberstein und gab mir die ‚Hartungsche‘ mit einem Artikel darin aus Woldenstein.“

„Ach, das ist gut, ich dachte schon, er wäre untern Tisch gefallen.“

„Aber, Thilde! Dann ist es am Ende doch so . . . ? Dann hast du den Artikel eingeschickt?“

Thilde lachte. „Ja, das mit dem Landrat, das mußte anders werden, das ging nicht so weiter.“

„Also wirklich, du hast ihn geschrieben?“

„Nein, geschrieben nicht eigentlich.“

„Aber wer denn?“

„Ein Unbekannter, dem ich nun zu Dank verpflichtet bin. Als wir damals das Gespräch hatten, da sah ich jeden Tag, wenn die ‚Bosfische‘ kam, in die Wahlangelegenheiten hinein, und es sind wohl nun schon acht Tage, da fand ich das alles in einer kleinen Korrespondenz aus Myslowitz, und danach habe ich es zurechtgemacht. Wenn man erst das Gestell hat, ist es ganz leicht, eine Puppe zu machen.“

Er schüttelte mit gutmütigem Lächeln den Kopf, war aber doch etwas verlegen.

„Thilde, du solltest doch lieber so was nicht tun.“

„Ich dachte, du würdest mir danken, daß ich das beglichen und deine Stellung angenehmer gemacht habe.“

„Ja, du kannst aber mal damit scheitern. Es kann auch mal schief gehen.“

„Gewiß, alles kann mal schief gehen, und die sich dadurch einschüchtern lassen, die sitzen still und tun gar nichts. Schief gehen! Ich würde doch lieber warten, bis es so weit ist; bis dahin aber würde ich mich freuen, wenn einer für mich sorgt. Silberstein, der so schrecklich gebildet ist, spricht immer von deiner Initiative.“

„Ja, und es ist mir auch mitunter fatal genug, besonders wenn du dabei bist. Aber ich bitte dich, halte du nicht zu viel davon.“

Seit dem Artikel in der ‚Hartungschen‘ hatte sich Hugos Stellung in Woldenstein und in der Umgegend noch wesentlich verbessert. Auch der katholische Lehrer war gewonnen worden, nachdem auf Thildens Anregung eine Gehaltszulage für ihn beantragt und auch bewilligt worden war. Thilde freute sich ihrer Errungenschaften und gab ihrer Freude auch dadurch Ausdruck, daß sie sich modisch kleidete, wobei Silberstein, der oft nach Posen und Breslau fuhr, mit Rat und Tat helfen mußte. Die Ressource leitete Beziehungen ein, und ein Erscheinen im landrätlichen Haus war in hohem Maß wahrscheinlich. Es setzte sich mehr und mehr die Meinung fest, daß die Frau Bürgermeister sehr klug sein müsse, immer wisse, was in der Welt los sei. Selbst Ehrenthal gab zu, sie „höre das Gras wachsen“, und sagte huldigend: „Sie hat entschieden was von unsrer Leut.“

Im ganzen ließ sie sich aber all das nicht zu Kopf steigen und blieb nüchtern und überlegend, und nur darin zeigte sich ein kleiner Unterschied gegen früher, daß sie sich zu einer gewissen Kofetterie bequeme und auf Hugo einen Frauenreiz auszuüben suchte. Sie ging darin so weit, daß sie die Ampel vom Flur her in das Schlafzimmer nahm und scherzend zu Hugo bemerkte: „Draußen im Flur hat sie nun ihre Schuldigkeit getan, schade, daß das Rosa wie gar nichts aussieht. Es mühte Nubinglas sein. Man kriegt dann so rote Backen. Die liebe Schmädike! Was wohl Mutter sagen würde . . .“

„Ja,“ sagte Hugo, „die würde sich freuen über dich, und ich habe es mir auch überlegt, ob wir sie nicht zum Fest einladen sollen.“

Thilde schüttelte den Kopf. „Nein, Hugo, dazu haben wir es denn doch noch nicht. Und sie mühte doch Zweiter fahren oder wenigstens doch von Bromberg aus . . . Und dann, es geht auch überhaupt nicht. Wir müssen für sie sorgen, natürlich müssen wir das, denn sie ist doch eine gute alte Frau und immer so allein und bloß die Nuntschen um sich her, was gerade kein Vergnügen ist . . .“

„Nein“, bestätigte Hugo, den es bei dem bloßen Namen wieder überlief.

„. . . die Nuntschen und die Schmädike, die auch nicht viel besser ist. Aber einladen hierher, geht nicht. Wir packen ihr eine Kiste zusammen, Schinken, Eier, Butter, und legen ihr vier oder sechs Paketchen Thorer Kathrinchen bei und einen schwarzen Ruff, den sie sich schon lange gewünscht hat, und Gummistiefel mit Pelz, und wenn sie das auspackt, dann freut sie sich viel mehr, als wenn wir sie hier mit in die Ressource nehmen . . . Und überhaupt, es geht mal nicht. Der Landrat könnte da sein oder die gnädige Frau. Und nun denke dir einen Postontisch und Mutter mit dem Landrat zusammen! Ich glaube, Mutter kann gar nicht Poston. Sie hat seit Vaters Tod bloß immer Patience gelegt . . . Nein, dazu ist mir Mutter zu schade, daß sie sie hier auslachen. Und dann, Hugo, auch unfortwegen. Wir sind doch nun das, was man in Büchern und Zeitungen die oberen Zehntausend nennt, obschon Woldenstein erst dreitausendfünfhundert Einwohner hat, und was der Adel auf dem Land ist, das sind die Honoratioren in der Stadt, und das sind wir . . . Also, es geht nicht. Ich denke, wir warten, bis ein Jahr um ist, und dann nimmst du Urlaub, und dann besuchen wir Mutter und können dann auch sehen, was aus Nybinski geworden ist.“

Hugo war mit allem einverstanden. Er hatte das mit der Alten auch nur so gesagt, weil er Thilden eine Freude machen wollte. Zugleich dachte er an ein Weihnachtsgeschenk. Er fand Nubinglas auch hübscher.

Die Woche zwischen Weihnachten und Neujahr verging in Saus und Braus. Der Landrat, der während der letzten vier Wochen im Reichstag gewesen war, kam zurück, und eine Festlichkeit drängte die andere. Am Weihnachtsabend war erst Aufbau für die armen Kinder aller Konfessionen, wobei Thilde, die Landrätin und Rebekka Silberstein die Leitung übernahmen. Am Silvesterabend war Theateraufführung in der Ressource, wo erst „Monsieur Hercules“ und dann „Das Schwert des Damokles“ gespielt wurden. Hugo hätte gern mitgespielt, mußte aber verzichten, weil es sich nicht passe. Silberstein gab den Buchbindermeister Kleister und erfuhr, daß sein Spiel an Döring erinnert habe. Hugo mußte den ganzen Abend an Nybinski denken und beneidete ihn um das Stehen in der freien Kunst. Der Ball, der folgte, ließ aber trübe Gedanken nicht aufkommen; er selbst eröffnete mit der Landrätin die Polonäse, und der Landrat folgte mit Thilde, die die Reichstagsberichte jeden Morgen las und gelegentlich sogar einen Satz aus einer kurzen Rede zitierte, die der Landrat über die Simultanschulfrage gehalten hatte.

„Sie interessieren sich für Politik, meine gnädigste Frau?“

„O ja, Herr Landrat. Je mehr ich die kleinen Verhältnisse fühlte, die mich umgaben, je mehr empfand ich eine Sehnsucht nach Auffrischung, die nur, ich will nicht sagen das Ideal, aber doch das Höhere ergeben kann. Ich darf sagen, daß die Reden Bismarcks erst das aus mir gemacht haben, was ich bin. Es ist so oft von Blut und Eisen gesprochen worden, aber von seinen Reden möchte ich für mich persönlich sagen dürfen: Eisenquelle, Stahlbad. Ich fühlte mich immer wie erfrischt.“

Beim Souper, das den Tanz auf eine Stunde unterbrach, saßen sich Landrat und Bürgermeister gegenüber. Als der Tanz um zwei Uhr wieder begann, rückten sie nebeneinander, und der Landrat sagte: „Bürgermeister, Freund, Sie haben eine famose Frau! Kolossal beschlagen! Weiß ja Bescheid



Weihnachtsputz.

Gemälde von M. Stock's.

wie ein Reporter oder eigentlich besser! Die Reporter sind Maschinen und folgen bloß mit Ohr und Hand. Aber Ihre Frau, Donnerwetter, da merkt man was! Muck, Kasse, Schick . . . Sagen Sie, was ist es für eine Geborene? Vielleicht Kolonie oder Familie, die den Adel hat fallen lassen?"

Hugo nannte den Namen, und der schon stark angepöbelte Landrat fuhr fort: „Hören Sie, Bürgermeister, da steckt etwas drin . . . Oder ob vielleicht die Mutter? . . .“

Hugo sagte, soviel er wisse . . .

„Nun, ganz egal,“ schloß der Landrat, „ganz egal, woher es kommt, wenn's nur da ist. Und muß ein Bomben-
gedächtnis haben.“

Hugo, gegen den Schluß hin, tanzte noch eine Redowa mit der Landrätin und geleitete dann beide bis an den draußen wartenden Schlitten. Er war im dünnen Frack mit weit-ausgeschnittener Weste, und draußen, wo er noch eine Weile stehen mußte, blies ein scharfer Südostwind von den Karpathen her. Als er mit Thilde eine Stunde später in seiner Wohnung ankam, war er im Fieber und fröstelte.

„Thilde, mir ist nicht recht. Ich möchte ein Glas Zuckerwasser.“

„Zimmer Zuckerwasser. Wer trinkt Zuckerwasser, wenn er von einem Ball nach Hause kommt! Ich werde dir eine Tasse Kaffee machen.“

Sie holte die Spirituslampe, setzte das Kesselfchen auf und machte ihm eine Tasse Kaffee von drei Lot.

Er sieberte heftig.

* * *

Wäre das Wetter über Nacht anders geworden, so hätte das Fieber vielleicht nicht viel bedeutet. Aber der Wind ging

noch mehr nach Osten herum, und an Schonung war nicht zu denken, weil verschiedene Visiten zu machen und allerhand Pit- und Stuhlschlitten für den Nachmittag zu besorgen waren. Sich davon auszuschließen, war um so unmöglicher, als Hugo beim Abschied um die Ehre gebeten hatte, die Landrätin auf dem Eis fahren zu dürfen. Eine kleine Eitelkeit kam hinzu, denn er war ein sehr guter Schlittschuhläufer und wollte sich in den Pausen als solcher zeigen. Thilde schlug ihm zum Frühstück ein Glas Portwein vor, aber sein Zustand war doch schon so, daß er selbst auf Haferschleim drang. Er genoß auch bei Tisch nichts anderes und nahm ein Schächtelchen isländische Moospastillen mit sich, als er um drei zu dem Kendejovus auf dem Eis aufbrach. Er sah sehr verändert aus, was auch Thildens nicht entging, und weil sie trotz aller Abhärtungsprinzipien, nach denen sie selber lebte, nicht ohne Teilnahme für ihn war, so würde sie ihn vielleicht vom Eis zurückgeschickt und bei der Landrätin, die noch nicht da war, entschuldigt haben, wenn nicht ein alter polnischer Graf, dessen Bekanntschaft sie schon am Abend vorher gemacht hatte, sich ihrer bemächtigt und ihr auf seinem kleinen Muschelschlitten mit zwei davor gespannten Scheckenponys einen Platz angeboten hätte. Sie mußte das annehmen, denn er war der reichste und angesehenste Mann der ganzen Gegend, Original und schon über siebzig.

Thildens fränke, ganz uneingeschüchterte Manier hatte ihm schon auf dem Silvesterball gefallen, und er war entzückt, als sie seine Aufforderung, den Platz im Schlitten einzunehmen, ohne weiteres annahm. Er fuhr selbst und legte seine mächtige Wolfschur um den kleinen Schlittensitz herum, wobei er Thildens aufforderte, die Schur von rechts her zu halten,

so daß sie wie in einer Pelzlaube sah. Und nun flog der Schlitten über das Eis hin, und die Glöckchen läuteten, und die weißen Decken blähten sich im Wind, während der Alte von der Britische her seine Konversation aufnahm.

„Freut mich ungeheuer, meine gnädigste Frau . . . sacrebleu, man sieht doch . . . große Stadt . . . andere Menschen . . . ja, ja, Berlin . . . nicht preußisch ich, nicht ferr . . . aber Berlin . . . o Berlin, eine merkwürdigen Stadt, eine tollen Stadt . . .“

Thilde versicherte lächelnd, daß sie davon eigentlich wenig gemerkt habe. Das Berlin, das sie kenne, sei sehr wenig toll, fast zu wenig. Es passiere ja eigentlich gar nichts.

„Ja, meine Gnädigste, das macht die Stelle, wo man steht, von der aus man sieht . . . Ich habe gestanden immer ferr in Front, immer ferr avancee.“

„Glaub' ich, Herr Graf. Ihre gesellschaftliche Stellung . . .“

„O, nicht das . . . Das war einmal — vor dem großen Tor. O, viele Lichter da, viele Schlitten. Da hatten wir Maskenball . . . Kroll, ja richtig . . . Kennen Sie Kroll?“

„Gewiß, Herr Graf, jede Berliner in wird doch Kroll kennen.“

„Ja, und da hatten wir Maskenball. Ich Fledermaus. Und da hatten wir Dypheum . . .“

„Auch davon habe ich gehört.“

„Aber ich habe gesehen . . . Eine merkwürdigen Stadt, eine tollen Stadt. Aber eine Stadt ohne . . . ohne Grimasse.“

„Ja, das ist wahr.“

„Eine Stadt von ferr freier Bewegung . . .“

„Ich glaube doch nicht überall.“

„Nein, überall nicht, das ist wieder, wo man steht, meine gnädigste Frau. Wo ich gestanden, ferr freie Bewegung und keine falsche Verschämung . . .“

„Aber doch vielleicht eine richtige?“

„Verschämung immer falsch, immer Grimasse, und ich liebe ferr die freie Bewegung.“

Eine Herzählung sämtlicher Berliner Lokale mit freier Bewegung stand in Aussicht, und wer will sagen, wo Graf Goshin schließlich gelandet wäre, wenn nicht eine plötzlich quer durch das Flußeis gezogene Rinne das Weiterfahren gehindert und zur Umkehr gezwungen hätte. Wenige Minuten, und der Schwanenteich war wieder erreicht, wo sich die Woldensteiner Honoratioren in engerem Kreis bewegten, die jüngeren in der Nähe eines Leinwandzettes mit einer Punsch- und Waffelbude, daraus der angeäuerte Fettqualm ins Freie ging. In der Front dieser Bude hielten die Schlitten, und auf einer Bank, der die eine Wand der Bude als Rückenlehne diente, saßen Hugo und die Landrätin, die eben den Pischlitten verlassen hatte, um

sich hier zu erholen. Hier hielt jetzt der kleine Muschelschlitten des Grafen an, und dieser schlug den Pelz zurück, um Thilden aus ihrem warmen Gefängnis zu entlassen.

„Ja, mein Herr Bürgermeister, es hat nicht sollen sein.“

„Was, Herr Graf?“

„Eskapade. Wollte wie Gott der Unterwelt oder Pluto . . .“

„Warum nicht höher hinauf, warum nicht Jupiter?“ lächelt Thilde.

„Ah, ich verstehe, wegen der Attrappe. Gnädigste Frau haben eine spitze Zunge.“

Er winkte von den Leuten, die umherstanden, einen heran, gab ihm die Zügel und hieß ihn den Schlitten seitwärts führen, an eine Stelle, wo braunes Weidengebüsch vom Ufer her auf das Eis hinabhing. Dann faßte er Hugo unter den Arm und ging auf die Bude zu, um sich ein Glas Punsch geben zu lassen.

„Ferr erfreut, Bürgermeister. Eine scharmante Frau, kluge Frau, gar nicht ängstlich. Auf alles eingehen und denken immer, alles geht vorüber, und den Kopf wird es ja wohl nicht kosten.“

Hugo, halb geschmeichelt, stimmte zu. Das sei so die Schule der großen Stadt.

„Ja — merkwürdige Stadt, tollen Stadt.“

Diese Worte hatten etwas Beinruhigendes selbst für Hugo, der seiner Thilde sicher zu sein glaubte. Er kam aber nicht dazu, dem lange nachzuhängen, denn ein heftiger Hustenanfall zwang ihn, sich an einer Banklehne festzufassen. Als der Anfall vorüberwar, kam der Graf mit einem Glas Punsch. Das löse, meinte er aufmunternd.

Hugo kam in die Verlegenheit, ablehnen zu müssen, das würde seinen Zustand nur verschlimmern.

„Kann nicht verschlimmern. Punsch nie.“

Als er aber Hugo mit seinen listigen, etwas blutunterlaufenen Augen ansah, kam ihm doch ein Zweifel, ob Punsch auch hier ein Allheilmittel sei, und er ging sogar hinaus und rief die noch im Gespräch mit der Landrätin auf der Bank sitzende Thilde an.

„Gnädigste Frau, Ihr Herr Gemahl . . . Packen wir ihn in die Schur, und der Knecht kann ihn nach Hause fahren.“

„Es ist wohl besser, wir gehen zu Fuß, Herr Graf“, sagte Thilde, und Hugo am Arm führend, der traumhaft hin und her schwankte, schritten sie auf die Stadt zu.

Als sie fort waren, setzte sich der Graf neben die Landrätin und sagte: „Woldenstein kann sich nach neuen Bürgermeister umsehen.“

Die Landrätin lächelte. „Bei Ihnen draußen gedeiht wohl das zweite Gesicht?“

„Nein, aber ich sehe gut.“

(Schluß folgt.)

Das Almmandl.

Eine Jagdgeschichte von Anton Freiherrn von Perfall.

Die Freudenreichalm hat nicht umsonst ihren Namen; überhaupt steckt in all den vielgestaltigen Benennungen im Gebirg ein tiefer Sinn, die plastische Vorstellungskraft seiner Bewohner, die sie immer nur in Bildern sprechen läßt.

Da gibt es der Gesteinsbildung nach: Wandeln, Köpfele, Mäuern, Nadeln, Nasen, Schneiden, Schrumt'n, Kamin, Meisen, Tore, Löcher, Gumpen, Kar, Steinmeer und Grate. Jagdbögen wie: Totengraben, Platten- und Blech- und Hirschgraben, Gamsanger, Kitzlahner, Speibenkas, Rühföhl und Pfann, Franzosen-, Jaga-, Keimer-, Horn-, Fürst-, Angl-, Sauloch- und Kuglalm. Würzte man, woher sie alle stammen, welche Fülle von Tragik, Humor und Geschichte käme wohl zutage!

Also zur Freudenreichalm! Damals, als ich sie zum erstenmal betrat, so etwa vor dreißig Jahren, stand sie in dem Ruf ausgesucht sauberer Sennerinnen. Ich überzeugte mich selbst davon.

Damals herrschte das Freudenreichsejerl, fein saubereres Dirndl weit und breit, schwarz geöpft, gewachsen wie ein Haselnußkern und von derselben Bräune, kurz, ein Brachtkerl, Bauerntochter, wohlhabend — kann man sich den Betrieb denken!

Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt, so ist's natürlich, daß ich mir über die Etymologie des Namens „Freudenreich“ nicht länger mehr den Kopf zerbrach, er deckte sich in meinen Augen vollkommen mit der Alm.

Später ist es anders geworden, das Nejerl ist längst eine gesetzte Bäuerin mit einer Schar Kinder. Die Bauersleut werden bei dem großen Fremdenverkehr vorsichtiger und schiden lieber alte, allen Anstürmen gewachsene Sennerinnen an die Stelle ihrer Töchter hinauf auf die Alm.

So ging es auch mit der Freudenreich, und zuletzt mußte die herrliche Lage, mitten in Fels und Wand, am Fuß der



Im Vorzimmer.

Gemälde von H. Fenner-Behmer.

Bodenschneid, den Namen rechtfertigen, wenigstens für die, die das schöne Meserl und ihre Vorgängerinnen nicht gekannt hatten. — Gamsbrunnzeit, so Mitte November! Die Berge noch fast schneefrei, aber stark angefroren, wolkenloser Himmel, einfach himmlisch für die Jäger!

Aber kein Weidmannsheil, schon gar keines. Seit drei Tagen bergauf, bergab im Brecherspitzgebiet, Gams ganze Pack, aber lauter G'raffl, und wenn einmal ein guter Bod dahermandelt, im letzten Augenblick fehlt's irgendwo, entweder daß der Wind umschlägt oder ein Steinerl zur unrechten Zeit abgeht oder der Bod sich anders besimmt, umschlägt oder wie oder was! Am vierten Tag vor lauter Heß und Gier gar noch einen Fehlschuß.

So hatten wir, Jassl, der Jäger, und ich, glücklich das gute Wetter verpaßt, ums Dunkelwerden stieß der Föhn herein, daß man sich kaum mehr halten konnte.

Da wird einem alles verleidet und zuwider, auch der steile Abstieg in die Wurzhütte in der Finstern.

Da, wie ich so auf die Anglschneid hinaufkomme, schon Nacht, sehe ich unter mir ein Licht.

„Ja, das ist ja auf der Freudenreichalm“, sage ich zu Jassl.

„Das is al Sakra, gar a Lump! Heut' war i grad auf'legt dazua, umbringa tat i ihn a glei!“

„A was, wird halt vom Bauern wer heroben sein.“

„Glaub's net“, meinte der Jassl, einen Fang hoffend. „Geh' ma halt abi, allweil näher als die Wurzhütt.“

Abgemacht! Der Abstieg war gerade nicht heimelig, der Himmel hatte sich bewölkt, Nebel stiegen auf, einige „Sakra“ und andere Liebenswürdigkeiten von seiten Jassls, und es ging.

Wir hatten uns nicht geirrt, Rauchgeruch drang uns entgegen, das ganze Hüttendach dampfte in der Nebelseuchte.

„Do, der Bauer“, meinte der Jassl nichts weniger als ärgerlich, sein Amtseifer war sichtlich vom Abstieg und der Aussicht auf etwas Warmes etwas gedämpft.

Der Bauer war es gerade nicht, aber sein Knecht, der Benter Marl.

„Ja, was tragt denn di' heut' auffa?“ fragte Jassl.

„Wenn der Wind 's halbate Dach ab'deckt hat, muagt do' a dergleichen tuan.“

„Was für a Wind denn? Is ja koaner ganga die ganze Zeit nimmer.“

„Freili!“ — sicherte eine kleine Distanzstimme aus irgendeinem dunklen Winkel, „weil du 'n net g'spürt hast, gel, in der Wurzhütt' unt' — da geht er freili net —“ wieder das Geflücher.

Jassl wandte sich um und durchforschte den Winkel. „Jessas, das Almmändl! Daß di' der Teufel scho' wieder umanander hat. Jekt is scho' ganz aus, der hat no' mia koan Glück bracht.“

„Der hat ja d' Bottschaft d' Bauern bracht. G'moant hast, die ganze Hütt'n wär' z'sammig'fall'n“, bemerkte der Knecht, dem die Arbeit sichtlich nicht erwünscht gekommen war.

„Der? Jekt kenn' i mi' scho' aus mit 'm Wind“, meinte der Jassl. „Wirst scho' richti' nachg'holf'n hab'n mit 'm Abdeck'n, a Trinkgeld schaut alleweil 'raus — gel, und a warm's Fressen. I gebat dir was ganz anders, wenn i der Marl wär, mit 'm Bergsteck'n ja wol — Gistbrock'n, verdammter!“

Ich ärgerte mich über den Jassl. Ein altes, verwimmertes Mandl mit einem spizen, grauen Judenbart, einer schäbigen Pelzmütze mit großem Schirm auf dem strähnig herabhängenden Weißhaar, bei der Kälte in einer unzähligmal gestickten Drillhose von der Farbe des Waldbodens steckend, von Arbeit und Jahren gekrümmt, wie kann man denn so — Ich kannte ihn schon lange als Sammler von allem Erdenklichen, Unregistrierten, Unfontrollierbaren: Ameiseneiern, Feh, Baumschwämmen, Versteinerungen aus den Wildbächen, unzähligen andern Raritäten; die ganze Fauna der Alpen: Alpenrosen, Edelweiß, Frauenschuh, Enzian und köstlich duftende Vanille, junge Eichhähchen, bunte Salamander, seltene Käfer, alles wanderte in den ewiggefüllten Leinwandjack, dessen für die

Mannigfaltigkeit des Inhalts angepaßte Einrichtung ein ebenso großes Mäffel war wie des Trägers eigener Magen, der alles Erdenkliche und Undenkliche mit gleicher Liebe verschlang. Hunde und Katzen sahen in ihm ihren natürlichen Feind; fiel ein Stück auf der Alm, war er rasch da und holte seinen Tribut; forderte der Winter seine Wildopfer, machte er wieder reine Tafel. Seit undenklichen Zeiten auf den Almen und Winterstuben sich umtreibend, allerhand Handel und Unfug treibend, hieß er das Almmändl.

„Laß ihn in Fried', a warm's Fleckel kann man heut' nacht jedem gönnen“, wies ich Jassl übelgelaunt zurecht, und wie zur Bestätigung tobte der Föhn gegen die Wände der Hütte.

Marl kochte Kaffee an offenen Feuer, man zündete sich eine Zigarre dazu an, das stillte den Unmut.

„Da geh' her, Almmändl.“ Ich reichte ihm eine vor dem Jassl, gerade extra.

Grinsend kam er näher und nahm sie mit seinen gekrümmten Fingern. Im Gladerschein des Feuers war der Gnom fertig. Aus den kleinen, von Haarbüscheln beschatteten Augen schoß ein verschmizter Strahl. Unterdwürig zog er die Mühe. Ein muffiger Geruch wie von altem Schuhwerk und Eisen ging von ihm aus, er war mir selbst nicht heimelig.

Da riß er die Zigarre in Hälften, steckte die eine ein, die andere in seine weit sich öffnenden Kiefen, die darüber zusammenknackten, einen dicken Knödel unter der Backe bildend.

„Koi — Herr — Koi“, sagte er, sich in eine bescheidene Ecke am Feuer drückend, an dem Jassl sich bereits den breiten Buckel wärmte.

„Gams! schiah'n?“ fragte er weiter, während Marl den Kaffee in den Milchweidling goß.

„Das geht di' gar nix an“, brummte der Jassl, in dem wohl ein alter Haß gärte gegen den Freibeiter. Das machte unwillkürlich auch mich wortlos.

„Ja, ja, frühere Zeit, da hat's sie's woltern geb'n.“

„Jekt nimmer? Warum das nacher?“ fragte ich.

„Warum? Ja, mein' . . . die schlecht'n Leut' halt, d' Lump'n, spürt as ja, hörst as ja, bal d' alleweil umananderkommst auf di' Berg.“ Ein rascher Blick slog auf Jassl, den Jäger, hinüber, der seine Brotbroden in den Kaffee schnitt.

Er war an seiner Amtsehre angegriffen, fuhr jäh auf und warf das Messer auf den Herd. „I spür's und hör's nacher net, gel, Lump, elendiger, i komm' net umanand in di' Berg, i bin überhaupt nix, gel?“ Er sah drohend auf den Kleinen, der sich zusammenduckte wie eine bedrohte Kage.

„D, bei Leib net, o, a guater Jaga bist, Jassl, a ganz scharfer, da fehlt si' nix, aber schaug, 's Almmändl bist do' net, da hast den Buckl z' breit dazua.“

Er sicherte und laute, daß der Knödel unter der Backe auf und ab ging. „Schaug mi' selber nur an, Herr,“ er sprang auf seine krummen, dünnen Beine, „lannst mi' weg kenna von einer Wurzen oder an dürr'n Stamm und die Boandln, das geht Buckl auffi, Buckl abi, Tag für Tag. Da muag ein'm ja all's bekäma.“

„Alle schlecht'n Gedanken, ja wohl“, argumentierte der Jassl.

„Und a diam a Gamsbock, wie 'n der Herr Jaga sein Lebtag net g'shaut! Was?“ Er lachte verschmizt.

Jassl ließ den Löffel unwirsch in die Schüssel fallen. „Natürli' wie a Noß, gel, und d' Kruck'n an Meter und an Vart wie der dein, jekt druck di', marsch di', mei' Herr hat gnuva vor dein' G'red!“

„Na, woagt du nacher oan in dein' Revier, an ganz b'ondern, sag, Jassl? Oder habt's die vier Tag lang oan g'feh'n?“ wandte er sich an mich.

„Na, an ganz b'ondern woagt i net, weil i fei' so a Lügenschüppel bin wie du.“

„Wenn aber i oan woagt, oan, wie ihr euer Lebtag koan g'feh'n habt's alle zwoa, was nacher?“

Da wurde ich doch stutzig. „So red, wo?“

Aber der Jass war außer sich. „Herr, verlog'n is, umbring i di' a no', Tropf, elendiger!“ knirschte er das Almmandl an mit leuchtenden Augen und geballten Fäusten.

„Laß' ihn doch reden, brauchen ihm ja nicht zu glauben. Also red'. Wo?“

„In der Gretenburg drent, ja wohl, gestiert erst, aber scho ganz was Wunder's, net (gerade) wo's abi geht in die Fürstreifen. Bei meiner Seligkeit, wahr is, Zhna tat i'hn vergunna, dem wol net, der kumt lang suachen danach, und wenn er net da is, nacher dersen S' spuden aufs Almmandl.“

Es sprach etwas Wahres aus seinem Gesicht, und man glaubt ja so gern am vierten Tag.

Jass hatte nur ein verzweifelt's Lachen. „In der Gretenburg war nia nix G'scheit's, und wo koane Gams, da is jetzt a koan Bod.“

Jch machte mir eben meine Gedanken über den unzweifelhaft richtigen Ausspruch, da sprach ihn das Almmandl auch schon aus: „Wenn's koane Böck gab', die ihr Ruach haben woll'n, nacher hättst du recht, Jass.“

„Sele (solche) gibt's, Manna (Männer) a“, rief der schweigelame Marz mit hochgezogener Stirn dazwischen, die Anstrengung verratend, die ihn der Vergleich gekostet.

„Grad du g'hörst net dagua mit deiner Brottragerin“, konnte sich Jass die Auserung nicht verkneifen. „Sechzig Jahr langt nimmer,“ wandte er sich dann an mich, „und so schiach! Das is so a Paarl!“

Die Züge des Almmandl verwandelten sich jäh, jeder Humor war daraus verschwunden, aber in den Augen leuchtete der Haß auf. „Die Brottragerin laß' aus dem G'spiel, gel! Wenn zwoa arme Teufel si' j'ammntuan und sich mitanand durchs Leben schlagen, nacher geht das koan Menschen was an. Schau di' besser um deine Gamsböck um, is g'scheiter.“

Jass lachte nur verlegen, wagte aber keinen Vorstoß mehr. Eine zweite Zigarre, die er sichtlich bereits als Abschlagszahlung für den Gamsböck nahm, gab dem Almmandl rasch seine Laune wieder zurück.

„Willst a wissen, ob'st ihn schiach, gel, ja?“

Er wartete meine Antwort gar nicht ab, trippelte zu seinem Leinwand und kramte allerhand Wurzelzeug, Flaschen mit dunklen Säften und andern Kram heraus, bis er glücklich ein Spiel schmutziger Karten herausbrachte. „Jetzt paß auf!“ Er begann mit seinen zitternden Fingern die fast nicht mehr erkenntlichen Bilder in Reih und Glied zu legen, je fünf Stück. Bei der dritten Reihe schnalzte er mit der Zunge. „Da hast 'n scho.“ Er wies auf die erste Karte. „Der Schell- ober is der Jaga, jetzt paß auf, das Grasa is das Wild. Das muach in dieselbe Reih komma, sonst brauchst net aufa z'gehn.“ Mühsam legte er die pechigen Blätter. „Herzönig, Eichelachter, Grasschler, jetzt gift's, jetzt kommt die legt.“ Er schlug auf und machte einen steifen Freudenprung. „G'hört scho' dein . . . Grasa!“

„So was Dumme's.“ Jass lachte verdrossen. „Und des können S' anhör'n?“ fragte er mich.

Das Almmandl machte eine wegwerfende Handbewegung gegen den Jäger. „Natürl, der hört ja 's Gras wachsen — Grad a bißl weit is d' As und allerhand G'lump dazwischen.“ Er studierte von neuem die Karten, es war fast, als ob er selbst dran glaubte. „Der Grasschler, der Eichelachter — Müach werd's hab'n — aber schiach'n tuan S'n! Jawohl, Herr Jaga, wenn's di' glei gift! — In der Gretenburg schiach'n S'.“ Er packte seine Karten und sein übriges Zeug ein und schwang den Sack über die Achsel.

„Wohin denn heut' no'?“ fragte der Marz. „Wegen meiner kannst scho' bleib'n.“

„Wegen deiner wohl, aber wegen dem da bleib' i net.“ Er wies auf Jass. „I kann's amal net schmecka, die G'wappelten.“ Er warf ihm einen bösen Blick zu. „Grad' a bißl an Aufbruch, wenn i bitt'n derfat“, wandte er sich an mich.

Diese Sicherheit imponierte mir. „Den sollst du haben, wir lassen ihn beim Marz.“

„Nacher sag i: Bergel's Gott. Grasa is irrt si' net, werd's sehn.“

„Und bei der Amerin is nacher der Loder, die Grasa? Gel?“ spöttelte Jass.

„Ganz richti', der Herr Jakob Niederlechner, königlicher Jagdgehilfe z' Schliers.“ Mit einem gewandten Sprung war er zur Tür draußen.

„So a Abdrahter!“ meinte der Jass kopfschüttelnd. „In der Gretenburg!“

„Versuchen möcht' ich's doch, Jass“, bemerkte ich.

Da fuhr er ganz erregt auf. „I glaub's glei' — so a Herr — und da redt ma' von die Bauersleut' — na, nacher is halt' a Tag verlor'n, wenn S' das woll'n.“

„Kommt auch nicht mehr darauf an“, erwiderte ich, über seine Dickköpfigkeit ärgerlich. „Abgemacht, stell' den Becker, — um sieben Uhr Aufbruch.“ Ich troch ins Heu.

Der Jass immer fort: „So was! Kartenschlag'n a no'! I, i sag's ja, nix is dumme g'nua, daß 's net glaubt wird — von so an studierten Herrn — da kumst ja glei' — a Narr — a Narr —“

Und schläfrig der Marz dazwischen: „Was kumst sag'n! — A Seltamer is er scho', der Grindl Franz! Der Lechnerin soll er's auf den Tag g'sagt hab'n, wann ihr Mann stirbt —“ „Wann er si' z' Tod g'suff'n hat, gel?“ Allmählich verwischten sich die Reden. —

Jch schlief ein.

Der Föhn hatte schlechtes Wetter gebracht, nasses Gefiesel, stürzigen Wind, und die Nebel brauten auf und ab. Von der Gretenburg, die dicht vor der Alm lag, blickten nur einige Zinken und Mauern heraus, die eine wirkliche Burg, allerdings von Riesendimensionen, hinter dem grauen Schleier vermuten ließen.

Nichts weniger als „freudenreich“ die ganze Umgebung.

„Na, hab'n S' g'schlaf'n drüber?“ war die erste Frage Jass's. „Übers Grasa? Das wär' so a Wetter für die Gretenburg. Das größte Nebeloch!“

„Macht nix, der Nebel ist überall. Grad' egtra!“ erwiderte ich.

Der Jass schüttelte sprachlos den Kopf. „Aber scho' startköpfi' —“

Wir brachen auf. Der Tag rang sich nur mühsam durch. Die Gretenburg ist der Alm zu mit mächtigen Fichten bewachsen, während sie gegen Süden dreißig bis vierzig Meter hoch steil abfällt wie ein von Riesen getürmtes Bollwerk mit mächtigen Zinnen, Türmen und Mauern. Was drinnen sich alles geformt im Lauf der Jahrtausende, weiß nur der Eingeweihte, und deren sind es bis jetzt nicht sehr viel dank der populären Bodenschneid in nächster Nähe, die das Heer der Touristen von ihr ablenkt. Gewaltige Felsstrümmen, von Latzchen überwachsen, bunte Almrosenwiesen, phantastische Brücken uralter gestürzter Fichten, geschwärzte Kamine, die zu heimlichen Plateaus führen, zu quellklaren Wassertümpeln, wohl von der Tiefe genährt, ohne Zu- oder Abfluß, Lächer wie mit schwerem Geschütz in die Felsen geschossen, Höhlen, aus denen eine eijige Kälte weht, und das alles zusammengewachsen, harmonisch verbunden von der nie rastenden Natur — ein chaotisches Kunstwerk von bestrickendem Reiz.

Jch liebe nun einmal Burgen mehr als Zinshäuser und Fabrikshöte, wildgetürmte Felsblöcke und gestürzte Baumriesen mehr als wohlgegliederte Weizenfelder und staatlich gepflegten Wald — um die Nützlichkeit habe ich mich nie viel gekümmert; wo sie aufhört, beginnt ja erst die Schönheit und jeder ästhetische Wert. Und darum wäre ich auch ohne Grasa der Gretenburg zugegangen.

Eine leichte wägrige Schneedecke, aber nicht eine Fährte. „Was mach ma jetzt?“ sagte Jass. „Des seg'n S' do', daß da si' nix rührt.“

„Warten, Jass, warten —“ Jch forschte nach einem geeigneten Platz, der möglichst Umsicht bot. In dem Gellüft und undurchdringlichen Latzchenwuchs konnte er wohl stecken.

Der Rebel zerteilte sich etwas und bot freieren Blick. Da wird man nicht satt zu schauen, so eine Überfülle von Formen und gleichsam erstarrter Bewegung. Wie der Block überhängt und doch nicht stürzt, wie die alte Wetterfichte sich fest gekrallt im Gestein mit ihrem phantastischen Wurzelwerk und aus ihr ihre dürftige Nahrung gezogen, was alles darunter schon her gewandelt: Hirsch, Gams, Bär und Luchs. Eine andere längt gestürzt, moosüberwachsen, ist schon wieder zur Mutter Erde zurückgekehrt, sich weich an sie schmiegend, und auf ihrem modrigen Stumpf blüht schon neue Jugend. Und wie die Nebelseen um die Finnen jagen, aus den Löchern aufbrauen und sanft zerfließen, und irgendwo quillt ein Duell — wer da Langweile fühlt!

Gegen Osten war zwischen den Fichten der Ausblick frei auf die „Brech“, eine steinige Almfläche. Jass wollte sie heute mit mir aufsuchen, so hatte er schon aus Opposition nur einen Blick für diese. Und da hat er wirklich schon ein Gamscharl entdeckt. Das war ein Triumph!

„Da schau'n S' nüber, jetzt wenn ma drüber sizat'n — mit Zhr'm Almmandl!“

„Kann ja auch herüberkommen.“

„Frei!, dem Grasso's z'lieb.“

„Aber dem Schellober z'lieb“, frozelte ich ihn. „Wir bleiben.“

„Wia S' meina.“

Verdroffene Stille trat ein, nichts rührte sich, zwei — drei Stunden. Dann und wann riß die Sonne durch, ein Stückchen blauer Himmel erschien über der Burg. Das Almmandl fiel mir wieder ein, und ich fragte den Jass nach der Brottragerin, mit der er gestern so übel angekommen, und nach ihrem Geschäft.

Jass lachte nicht. „Was kunnst da sag'n. A ganz a guat's Leit“. Aus dem Kottacherschen stamm't's — wie so heißt, haben s' amal a G'spuzi z'jammg'habt, weiß Gott, wie lang her, nacher hat s' aber an Bauern g'heirat, der is nacher bald g'storb'n oder was oder wie — kurz, am Bett'l is komma — nacher ist's natürl' herum auf Schliers und Brottragerin word'n, na, da hat er s' wieder aufgabelt — seine Jugendliebe.“ Jass lachte malizios. „Und seit der Zeit laßt er s' halt nimmer aus — ja, das muas i selb'n sag'n, grad sorg'n tuat er dafür — fehlt ihr ja arg auf der recht'n Har — und über'n Berg mitgehn und trag'n helf'n und das beste Brökei ihr aufheb'n — ja, das muas i selb'n sag'n — das tut a net a jeder für so a alte G'fellein — sonst aber a Tropf, a schlechter, auf und nieder, a Falscher, a ganz G'fährlicher!“

Ich mußte lachen über den Widerspruch in Jass's Seele und freute mich über das Licht, das über das Almmandl fiel, dem ich nun einmal nicht feind sein konnte.

Jetzt wurde ich aber bald selbst ungeduldig mit dem endlosen Warten auf den alten Hagestolz, der in der Burg hausen sollte. Warum denn einmal nicht selbst nachschauen in dem alten Gemäuer vor mir, vielleicht ist er irgendwo in der Ruhe oder spricht wo heraus? Jedenfalls verschaffe ich mir Gewißheit. Jass war vollkommen meiner Ansicht, wohl in der Hoffnung, noch Zeit zu gewinnen für seine geliebte Brech, die er sich einmal in seinen Eisenkopf gesetzt. Also auf!

Eine gewagte Pirsch! Ist er wirklich da, ist er auch gleich herausgepirscht in dem engen Terrain? Andererseits war auch die Aufgabe reizvoll. Da heißt es, jeden Schritt überlegen und fest aufsehen, keinen Stein bewegen, kriechen und schliefen zwischen Wurzelwerk und Fels. Bald schloß uns das Chaos ein, jeden Augenblick konnten wir Wild angehen. Aber kein Stück, keine Fährte, nicht einmal frische Losung.

Es blieb uns noch einzig die Höhe, das kleine Plateau, auf dem der höchste Fels sich erhob, der Burgfried, latschengetrönt, vielleicht, daß von da aus auf der uns abgekehrten Seite der Burg etwas zu sehen war.

Ein steiler Kamin führte aufwärts, nur schmale Seitenbänder halfen weiter. Jetzt galt's, ich stieg voraus. Hob

ich den Kopf aus dem Kamin, mußte ich weite Rundblicke haben in die seitlichen Schrunten und Gräben. Ausgeschnauft, nach der Büchse gesehen, entschert, auf! Ringsum gezackte Wände, da heißt es, erst abwarten, das Auge erst suchen lassen.

Jass kroch neben mir hinauf. Jetzt hatte ihn wieder der Eifer gepackt. Nichts — da — der bekannte Stupier Jass's in die Seite.

„Da kommt einer rüber von der Brech! Seh'n S' n'!“

Ich hatte ihn schon erblickt. Im wiegenden Sprung ging's über die Almfläche der Burg zu, aber höchstens vierjährig, ein Böckl, aber kein Bod.

„Gnua is er für die Bretenburg, wenn er nur kam!“ der Jass.

Und er kam auch, verschwand zwischen den Fichten, tauchte wieder auf, gerade auf unsern frühern Platz, dann packte er die Höhe an.

„Sakra, der kommt durch den Kamin. Ruden S' aufa“, flüsterte Jass.

Ich rasch heraus, hinter einem Latschenboschen Stellung genommen. Kam er, so mußte er auf zehn Schritt kommen. Steine kolkern im Kamin — dann wieder still — dann hebt er sich wirklich herauf — bleibt stehen — keine zehn Schritt.

„Schiaß'n S' um Gott's willen!“ drängte Jass.

Wir gefiel er nicht, die Krucke schlecht und der Bart, und dann, was starrt er denn so über uns hinweg? Schlagt mit dem Lauf? Dann plötzlich ein Ausriß — schon verschwunden auch.

Jass zerdrückte kaum ein „Sakra“ zwischen den Lippen, da ertönt der Gamspfiß hinter uns, ich wende mich — erstarre fast — dicht über uns in der Wand des Burgfried, der sich wie eine Nadel zum Himmel hebt, steht er wahrhaftig, der ganz ertrige, das Grasso! — Und pfeift und äugt gerade auf mich — Büchse an — kracht schon.

Der Bod in einer Lançade hinunter in das Geröll und Gelatich.

„G'fehlt hab'n S' n“, flüsterte Jass.

Ich glaub's nicht, kann's nicht glauben.

Der Aberglaube regt sich, das Grasso! Ich weiß selbst nicht, ich repetiere, da steht er wieder, gerade ein schwarzes Fleckl sehe ich noch — Dampf.

„Liegt schon“, ruft der Jass.

„Na, was sagst d' jetzt?“

„Erst anschau'n —“

Hin über Geröll und Wurz, wo die Latsche sich schüttelt. Der erste Anblick genügte — fohlschwarz, ein Prügelbod — und die Krucken — ganz was Extras!

„Sakra!“ Jass kratzte sich hinterm Ohr. „Wenn i net g'fehn hätt', wie er das As aus sein' Armel aufzog'n hat.“

„O du Lügenhüppel, gar nie hast g'fehn, das Almmandl laß mir in Ruh.“

„Weil wir'n nur hab'n — As hin — As her!“ jubelte der Jass.

Wir mußten der Fürtalm zu absteigen, durch den Kamin abwärts mit dem Bod war doch zu kritisch. Kaum waren wir unten im Holz, kam das Almmandl daher gebokelt mit seinem Sack.

„G'rad' 's Leberl, wenn i bitt'n derfat, is glei, vergessen so was, hab i mir denkt, wie's g'schnallt hat.“

„Alls g'hört dein, Leber und Lung und d' Gall a dazu“, rief der Jass gut gelaunt. „Hol' dir's nur aufa.“

Das Almmandl holte sich mit gewohntem Griff sein Anrecht aus dem aufgebrochenen Bod. „Vergelt's tausendmal! Wenn's wieder oan brauch't's, i hab' alleweil oan z' vergeb'n.“ Er schob den Ausbruch mit blutiger Hand in seinen Sack.

„Freili, weil dir's amal 'nausganga is — Der Teufel' hilft alleweil seine Leut'.“

„Sag einmal,“ fragte ich jetzt, „hast du wirklich das Grasso im Rodärnel gehabt? Aber ehrlich?“

„Herr, was fragst da lang, hätt' i dir an Sechser hinleg'n soll'n? — Wärst nacher auf d' Gretenburg ganga, oder wär dir der zweit' Schuh besser brocha?“

Ich schwieg betroffen von dem Argument. Das Alimmandl sprang hastig ins Holz, als ob uns der Ausbruch reuen könnte.

„Wohin denn?“ rief ich ihm nach.

„Hoam, zu meiner Brottragerin, alloan schmeck's ma net.“

„Das Alimmandl is scho' recht,“ sagte plötzlich der Jassl, „hätt' ihn ja an' Lump'n a verrat'n konna.“

Ich war ärgerlich über diese Inkonsequenz.

„So, gestern warst du anderer Meinung.“

„Ja, so a Gamsbock am Buckl, der draht allerhand um in ein'm — die Brottragerin nahm i a no' zum Wei', wenn's alleweil' so gang . . .“

Ein Jahr darauf ging das Alimmandl und die Brottragerin ab.

Man hatte sie gegen die Bodenscheid zu aufsteigen sehen im tiefsten Schnee, in das Nottachersee hinüber wohl. Man hörte nichts mehr davon. Das war im Winter nichts Auf fallendes. Als das Frühjahr kam, fand der Almer von der Fürst zwei Leichen gleich unterhalb der Gretenburg, noch halb von Schnee bedeckt, man erkannte das Alimmandl und die Brottragerin.

Ein zerfetzter Wettermantel und ein Rock waren über das Weib gebreitet, das Alimmandl hatte nur ein zerlicktes wollenes Hemd an.

Er saß aufrecht an eine Fichte gelehnt, der Kopf des Weibes war in seinen Schoß gebettet. Im Sack fand man nichts als ein altes Stück Brot und ein bißl Freimantelkraut, mit dem er seine Viehsturen trieb, und — ein schmutziges Spiel Karten — leider hatte der Fieber sie verbrannt in seinem Aberglauben, ich hätte mir sonst das Grasas ausgeben zur Erinnerung an das wackere Alimmandl!

Sprüche.

I.

Gesunder Baum und gesundes Herz
Verwinden viel Schaden, verwachsen viel Schmerz;
Vernarbte Risse deckt frisches Grün,
Aus altem Jammer sproßt neues Blühn.

II.

Manchem, dem der Lenz verregnet,
Den des Sommers Blut gedrückt,
Einst der Himmel, fruchtgesegnet,
Einen Herbst voll Sonne schickt.

III.

Warum aus dem Becher der Freude, dem vollen,
Oft deine Lippe den Zug nicht tut?
Fehlt dir nicht manchmal zum Glückseligseinvollen,
Liebe Seele, nur Mut?

Adelheid Stier.

Die Otavibahn in Deutsch-Südwestafrika.

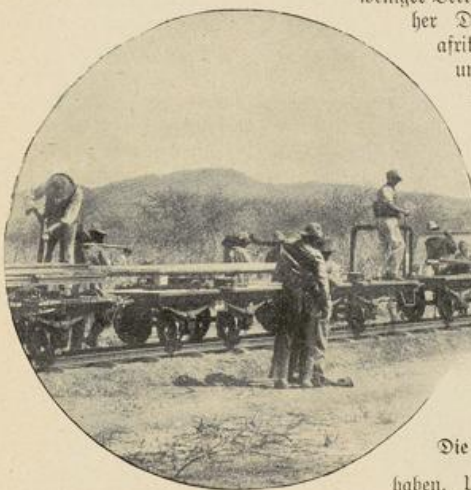
Von Hanns M. Hirsch.

Deutschland als junge Kolonialmacht beginnt jetzt Nutzen aus seinen Kolonien zu ziehen. Die für die landwirtschaftliche Erschließung geeigneten Besitzungen, besonders Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika, sind im Zug gesunder Entwicklung; weniger Vertrauen fand bisher Deutsch-Südwest-

afrika, das Land, um das unsere braven Truppen so heiß gekämpft

haben die Expeditionen, die infolge der früher im Hereroland gemachten Goldfunde nach dort unternommen wurden, die an sie gestellten Erwartungen nicht erfüllt; dagegen ist inzwischen festgestellt worden, daß der Norden der Kolonie reiche, abbaufähige Kupferlager birgt. Das wertvolle Erz ist in der vorzüglichsten Beschaffenheit vorgefunden worden und liegt vielfach frei zutage, so daß es eigentlich nur nötig ist, es fortzuholen.

Indes scheiterten an der Frage des Transports viele Jahre lang die Projekte der Ausbeutung dieser so reichen Minen. Die wichtigsten Kupferlager befinden sich im Bergkomplex des



Die Oberbaukolonne bei der Arbeit.

haben. Und doch scheint es, als ob Deutsch-Südwestafrika eher als jedes andere unsere Schutzgebiete dazu berufen sein könnte, in unserm wirtschaftlichen Leben eine wichtige Rolle zu übernehmen.

In Deutsch-Südwestafrika bietet wie in den benachbarten britischen Kolonien der Erzbergbau Aussicht auf Erfolg. Zwar

Bobosgebirges, fast 600 Kilometer von dem allein für die Verschiffung in Betracht kommenden Hafen Swakopmund entfernt. Um zu den Fundstellen zu gelangen, brauchte man viele Wochen. Der Weg dorthin geht durch weite Sandwüsten und Buschlandschaften, die von riesigen Grassteppen unterbrochen werden. Dazu kommt, daß das Wasser fast gänzlich fehlt und Pferde nur beschränkt Verwendung finden

können infolge der Pferdesterbe, einer Seuche, deren Ursache noch immer nicht ganz aufgeklärt ist, die aber jährlich aufs neue geradezu vernichtend eingreift. Das einzig mögliche und auch allgemein eingeführte Beförderungsmittel in der Kolonie war der Ochsenwagen, ein meist mit Segeltuch überspannter breiter Wagen mit riesigen, eisenbeschlagenen Rädern, der durch etwa zwanzig Ochsen gezogen wird.

Eine Ausbeutung der Erzlager im großen Maßstab mittels eines so primitiven und kostspieligen Transportmittels war natürlich vollständig ausgeschlossen und die Möglichkeit des Bergbaus von vornherein von einer günstigen Lösung der Transportfrage abhängig. Die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft, die das Recht des Abbaus der Fundstellen erworben hat, entschloß sich daher, auf ihre eigenen Kosten ohne Staatssubvention eine Bahnverbindung von Swakopmund nach Otavi und Tsumeb, wo ihre Erzgruben gelegen sind, herzustellen, und übertrug die Ausführung dieses Projekts der Firma Arthur Koppel Aktiengesellschaft.

Die vor drei Jahren begonnene Bahn, die jetzt fertiggestellt ist und am 12. November d. J. offiziell dem Betrieb übergeben wurde, ist eine hervorragende Leistung des deutschen Unternehmungsgeistes. Die Schwierigkeiten, die sich gerade dem Bau dieser Bahn, der größten Eisenbahn in den deutschen Kolonien, entgegenstellten, sind ganz außerordentlich gewesen. Der Bahnbau war kaum begonnen, als er infolge des Eingeborenenaufstandes auf mehrere Monate unterbrochen werden mußte. Das Personal der Bauunternehmung stellte sich in militärische Dienste, um den schwerbedrängten Ansiedlern in ihren Kämpfen gegen die Aufständischen beizustehen; der Chefingenieur des Bahnbaus übernahm die Wiederherstellungsarbeiten der teilweise zerstörten Regierungsbahn von Swakopmund nach Karibib.

Als der Weiterbau der Otavi-bahn wieder aufgenommen werden konnte, mußte eine neue Schwierigkeit überwunden werden: die Arbeiterfrage. Bei Beginn der Unruhen hatten sich nämlich die schwarzen Arbeiter davongemacht, und die Baufirma war genötigt, europäische Arbeiter so schnell wie möglich für Afrika anzuwerben. Es wurden erst 300 Arbeiter nach der Kolonie transportiert, dann wurden weitere 700 Leute aus Europa beschafft, als die Regierung die Baufirma ersuchte, die Arbeiten gegen Gewährung einer Prämie zu beschleunigen. Für die Kämpfe mit den Eingeborenen war es nämlich von größter Bedeutung, eine Bahnverbindung zu haben, die

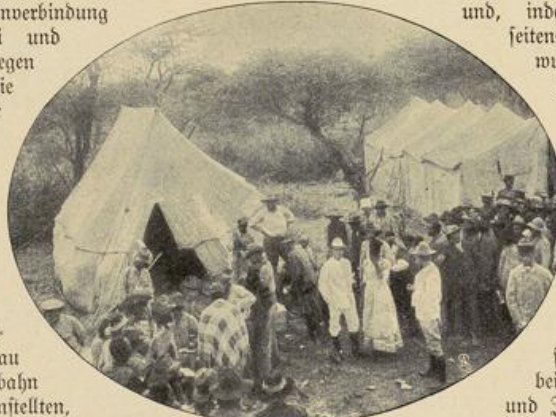
die Transporte der Truppen und ihre Verpflegung sehr vereinfachen mußte.

Diese neuen, zumeist italienischen Arbeiter zeigten sich bald sehr widerspenstig. Als sie merkten, welches Gewicht auf die schnellere Fortführung des Baus gelegt wurde, gingen sie an, die unmöglichsten Forderungen zu stellen, und versuchten, aus der Notlage der Kolonie Nutzen zu ziehen, indem sie Streiks auf Streiks injenzierten. Erst nach langwierigen Verhandlungen konnten die Verhältnisse geordnet werden. Später gelang es auch wieder, eingeborene Arbeiter zum Bahnbau heranzuziehen. Herero, die sich vor den siegreichen Truppen in ihre Schlupfwinkel in der Wildnis zurückgezogen hatten, wurden von den Ingenieuren aufgesucht und, indem ihnen humane Behandlung seitens der Regierung versprochen wurde, veranlaßt, sich als Kriegsgefangene zu ergeben und Beschäftigung am Bahnbau anzunehmen. Allmählich meldeten sich immer größere Scharen von Herero, die sehr heruntergekommen und oft dem Hungertod nahe waren, mit ihren Frauen und Kindern als Kriegsgefangene. Die Leute wurden bei der guten Kost, die sie erhielten, bald wieder kräftig und sind später bei weitem die besten Arbeiter gewesen, die sich durch Fleiß und Intelligenz auszeichneten.

Der Bahnbau wurde, wie dies meist üblich ist, von drei Gruppen ausgeführt: von der Studienabteilung, der Unterbau- und der Oberbauabteilung. Die Studienabteilung, die die Vermessungen vorzunehmen und die Trasse festzulegen hatte, bestand aus 10 Ingenieuren und 40 bis 50 Arbeitern. Die Abteilung war am Schluß ihrer Tätigkeit 200 Kilometer vom Hauptlager entfernt, mit dem die Verbindung durch Ochsenwagen hergestellt wurde. Da solch ein Ochsenwagen, selbst wenn die Reise durch günstiges Gelände geht und ausreichend Wasser für die Zugtiere gefunden wird, höchstens 40 Kilometer täglich zurücklegen kann und obendrein einige Ruhetage einschalten muß, waren die Wagen, die unter anderm die Lebensmittel heranzuschaffen hatten, oft 8 bis 14 Tage unterwegs. Die Zeltlager, in denen das Personal wohnte, wurden etwa wöchentlich verlegt; auch diese Transporte erfolgten durch die Ochsenwagen, von denen der Studienabteilung stets vier bis fünf Stück zur Verfügung standen. Die Unterbauabteilung hatte die Erdarbeiten für den Bahnbau auszuführen. Sie mußte



Wegschwemmen des Damms am 22. Februar 1906.



Kostausgabe an schwarze Arbeiter.

Die Kosten für die Unterbauarbeiten waren außerordentlich hoch. Die Unterbauabteilung, die die Trasse festzulegen hatte, bestand aus 10 Ingenieuren und 40 bis 50 Arbeitern. Die Abteilung war am Schluß ihrer Tätigkeit 200 Kilometer vom Hauptlager entfernt, mit dem die Verbindung durch Ochsenwagen hergestellt wurde. Da solch ein Ochsenwagen, selbst wenn die Reise durch günstiges Gelände geht und ausreichend Wasser für die Zugtiere gefunden wird, höchstens 40 Kilometer täglich zurücklegen kann und obendrein einige Ruhetage einschalten muß, waren die Wagen, die unter anderm die Lebensmittel heranzuschaffen hatten, oft 8 bis 14 Tage unterwegs. Die Zeltlager, in denen das Personal wohnte, wurden etwa wöchentlich verlegt; auch diese Transporte erfolgten durch die Ochsenwagen, von denen der Studienabteilung stets vier bis fünf Stück zur Verfügung standen.



Felseinschnitt am Afer des Omaruru.

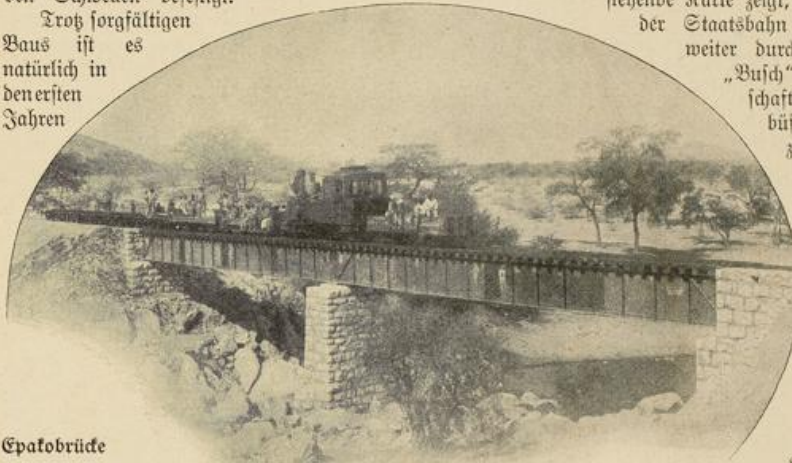
Die Unterbauabteilung hatte die Erdarbeiten für den Bahnbau auszuführen. Sie mußte

das Gesträuch austoden und die Dämme und Einschnitte herstellen. Da die Bahn auch durch Gebirgspartien führt, waren teilweise schwierige Felsporengungen nötig. Die leichteren Arbeiten wurden hierbei von den Frauen und Kindern der Eingeborenen ausgeführt, zum Beispiel das Entfernen von Gestrüpp, das Beschaffen von Futter und Wasser für das Vieh usw. Intelligente Frauen wurden auch zum Kochen und Waschen verwendet.

Die Stärke der Unterbauabteilung war durchschnittlich: 4 Ingenieure, 600 bis 700 weiße und etwa 2000 schwarze Arbeiter. Von der Spitze des Bahngleises wurden auch zu dieser Abteilung die Eisenwaren und das Trinkwasser, das besonders schwierig zu beschaffen war, in Schienenwagen befördert. Der Lagerwechsel wurde von dieser Abteilung alle zwei bis drei Wochen vorgenommen.

Die Oberbauabteilung bestand aus 4 Ingenieuren und etwa 200 Arbeitern. Die Abteilung hatte die Schienen und Schwellen zu verlegen und zu befestigen und die sonst noch nötigen abschließenden Arbeiten zu verrichten. Unsere Abbildung S. 1077 zeigt einen Teil der Oberbaufolonne in Tätigkeit. Die losen Schienen werden hier auf besonderen Schienenwagen bis zur Spitze des bereits verlegten Gleises gefahren und dann vor den vorderen Schienen auf den bereitliegenden Schwellen befestigt.

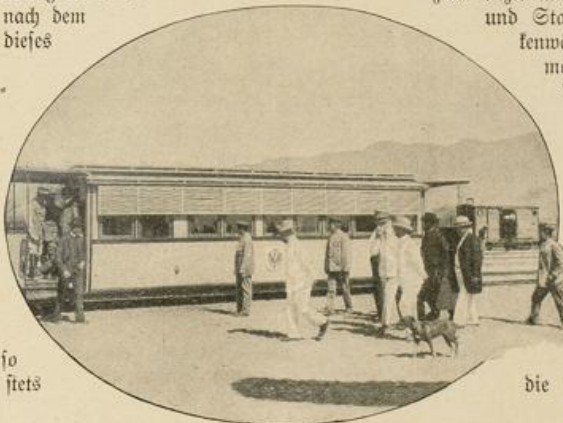
Trotz sorgfältigen Baus ist es natürlich in den ersten Jahren



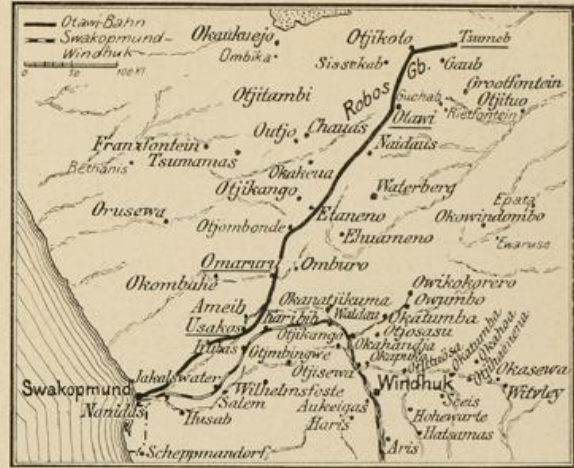
Epakobridge von Westen.

nicht zu vermeiden, daß die wolkenbruchartigen Niederschläge in der vom Dezember bis Mai dauernden Regenzeit erheblichen Schaden anrichten, indem durch die Wassermengen an einzelnen Stellen der Bahndamm unter den Schienen weggerissen wird. Unsere obere Abbildung S. 1078 zeigt eine Strecke der Bahnlinie nach dem Wolkenbruch am 22. Februar dieses Jahres.

Die Verpflegung der Ingenieure und der Arbeiter war den Verhältnissen entsprechend mitunter recht eigenartig, aber gut und reichlich. Auf dem mittleren Bild S. 1078 sieht man schwarze Arbeiter, die mit Blechdosen, Kannen und Schüsseln bereitstehen, um ihre Tageskost in Empfang zu nehmen. Schlachtvieh führten die einzelnen Abteilungen mit sich, so daß außer dem Konservenfleisch stets frisches vorhanden war. Gemüse hingegen war gewöhnlich nur in Konserven vorhanden.



Empfang des Gouverneurs von Lindequist in Usafos.



Übersichtskarte der Otavibahn.

Der Schienenstrang der Otavibahn läuft, wie die obestehende Karte zeigt, zuerst etwa 42 Kilometer in der Nähe der Staatsbahn Swakopmund-Windhoek her, führt dann weiter durch die Wüste Namib, später durch den „Busch“ bis nach Usafos. Die Buschlandschaften sind wasserarm und nur mit Dornbüschen bewachsen. Nördlich von Usafos zweigt eine 14 Kilometer lange Nebenstrecke nach Karibib zur Staatsbahn ab. Dann führt die Bahn durch ähnliche Landschaften bis zu ihrer größten Zwischenstation Omaruru, 235 Kilometer von Swakopmund entfernt. Später trifft man in dieser Gegend Bäume an, und unser nebenstehendes Bild zeigt ein malerisches Panorama. Über Otavi führt die Bahn durch das Bobosgebirge zu ihrem Endziel Tsumeb.

Namentlich im letzten Jahr ist beim Bahnbau Gewaltiges geleistet worden. Am 25. August 1905 war die Bahn bis Omaruru, also etwa zur Hälfte, fertiggestellt, und schon ein Jahr später, am 25. August 1906, traf der erste Zug in Tsumeb ein.

Die Zahl der beim Bahnbau beschäftigten technischen und kaufmännischen Beamten betrug ungefähr 120. Dazu kommen zwei Ärzte und fünf Heilgehilfen, 170 Betriebs- und Stationsbeamte, Bahnmeister, Strelkewärter sowie gegen 120 Lokomotivführer, Heizer, Zugführer und Bremser.

Im Mai dieses Jahres unternahm der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika Herr von Lindequist eine Dienstreise nach Otavi und nach dem Norden der Kolonie. Der von ihm erstattete ausführliche Bericht über diese Reise äußert sich sehr günstig über die gute Ausführung des Bahnbaus; er spricht schließlich die Erwartung aus, daß die neue Bahn der Kolonie einer schnellen und ausichtsreichen wirtschaftlichen Entwicklung entgegengeht.

Das Thorner Blutbad.

(Fortsetzung)

Ein Bild aus deutscher Geschichte. — Von Rudolf von Gottschall.

Wieder brütete ein heißer Julitag über der Weichselstadt, niemals waren die Schüler des Kollegiums so unaufmerksam gewesen; keine ciceronianische Wendung wollte in ihrem Gedächtnis haften bleiben, auch die Besten schienen zerstreut. Die Verhaftung Lysieckis beschäftigte alle Gemüter; er fehlte in der ersten Reihe.

Als die Schulstunden geschlossen waren, sammelten sich die Schüler in dichten Haufen auf der Johannisstraße. Der zögernde Bescheid des Stadtpräsidenten hatte nur ihre Ungeduld entflammt.

Dann zogen sie nach der Neustadt vor die Häuser der Bürger, die sie gestern mißhandelt hatten, und verlangten die Entlassung ihres Mitschülers. Die Stadtwache mußte sie abermals auseinandertreiben; doch sie zogen von Straße zu Straße. Ihnen begegneten die Schüler des evangelischen Gymnasiums, die sich ebenfalls in Gruppen zusammengetan hatten, und die Jesuitenjünglinge glaubten in ihren Mienen, in ihrem ganzen Benehmen etwas wie hohnlachenden Triumph zu lesen. Das erbitterte sie noch mehr, und sie sannn darauf, ihnen einen Streich zu spielen.

Der Abend war inzwischen hereingebrochen; sie zogen wieder durch die Breite Straße. Vor dem Haus seines Vaters, eines angesehenen Großkaufmanns, stand der junge Nagorni, ein Schüler des Gymnasiums; er stand mit gekreuzten Armen, ein Lächeln auf den Lippen, als wollte er sagen: Zieht nur von der Altstadt in die Neustadt, von der Neustadt in die Altstadt. Ballt nur eure Fäuste — was nützen euch alle Zusammenrottungen? Der Lysiecki bleibt in Haft! Für diese seine unausgesprochene Meinung mußte er geächtigt werden! Man einigte sich rasch darüber, ihn als Geißel festzunehmen, und nach kurzer Gegenwehr wurde er überwältigt und in das Jesuitenkollegium geschleppt. Auge um Auge, Zahn um Zahn — für den Lysiecki den Nagorni. Es war ein glücklicher Gedanke, ein leicht erfochtener Sieg. Der gefangene Feind ward in den Karzer gesperrt, und die Türen wurden verschlossen; lustig aber bliesen die Waldhörner aus den Fenstern des Kollegiums ein „Viktoria“ in die Abendluft. Eine Menge Volks versammelte sich murrend auf dem Johanniskirchhof, wurde aber von den Schülern mit Steinwürfen empfangen.

So hatten sich die Befürchtungen des Stadtpräsidenten wegen bedenklicher neuer Unruhen bestätigt. Er rief die Stadtwache herbei, sie sollte Ruhe schaffen; und von ihr wurden die Jesuitenjünglinge, die sich zu weit vorgewagt hatten, zurückgedrängt.

Nösner schickte den Magistratssekretär zum Vater Rektor und verlangte die Auslieferung des Gefangenen, und der Vater, den der ganze Tumult beunruhigte und erschreckte, war nicht abgeneigt, diesem Wunsch zu willfahren; er beriet mit Marzewski darüber, während der Sekretär auf Antwort wartete.

„Es ist ein unerlaubtes Vorgehen unserer Schüler, eine Gewalttat, die ich nicht entschuldigen kann; sie zu verurteilen, gebieten mir mein Gewissen und das Gesetz der Schuldisziplin. Der ins Wasser geworfene Stein zieht immer weitere Kreise; auch sind wir in der Minderheit hier in Thorn und dürfen die Mehrheit nicht herausfordern.“

Marzewski richtete sich in seiner ganzen Größe auf; seine Augen sprühten Feuer. „In der Minderheit? Doch hinter uns steht das polnische Reich, steht die ganze Christenheit, soweit sie ein Recht hat auf diesen Namen. Und wir wären nicht die Schüler Lopolas, wenn wir in einem großen Kampf aus kleinlichen Rücksichten die Waffen strecken wollten. Das Recht vor den Menschen ist oft ein Unrecht vor Gott! Die Macht der Kirche steht über jedem Gesetz. Geben wir jetzt im kleinen nach, so ist uns auch bald das Große verloren. Ich beschwöre Sie, Rektor, behalten wir den jun-

gen Burschen hinter Schloß und Riegel; sie halten ja auch unsern Jüngling fest und schieben das Urteil hinaus, das ihm gerecht werden kann.“

Die letzten Worte machten Eindruck auf den Vater, der im Bann der energischen Persönlichkeit seines jüngeren Kollegen stand. So wurde der Bescheid an den Ratsekretär in diesem Sinn abgegeben.

Draußen nahmen indes der Lärm und die Volksmasse gewaltig zu. Die evangelischen Schüler waren fast vollzählig auf dem Kampfplatz erschienen, dazu aber eine Menge Handlungsdiener und Handwerksburschen, die aus den Bierhäusern kamen. Mit aufgetrempelten Hemdsärmeln und geballten Fäusten rückten die aus allen Straßen herbeiströmenden Hilstruppen des evangelischen Gymnasiums heran.

Handwerker kamen mit Schmiedehämmern und Äxten und erklärten ihre Bereitschaft, das Kollegium zu stürmen und den Verhafteten zu befreien. Da stellte sich der primus omnium an die Spitze, ein junger Feuerkopf, das Vorbild aller fleißig Nachstrebenden. Die Tür des Kollegiums krachte in allen Fugen und gab freie Bahn; auch die Tür des Karzers widerstand den Artschlägen nicht, und bald lag Nagorni in den Armen seiner Mitschüler, die ihn dann auf den Schultern jubelnd auf die Straße trugen. Das Schauspiel war für die Mitwirkenden und Zuschauenden zu Ende.

Das Volk begann sich zu zerstreuen, da goß ein neuer Borgang Öl ins Feuer. Die Jesuitenschüler wollten ihre Niederlage nicht so ruhig hinnehmen. Jetzt warfen sie mit Steinen vom Dach auf das Volk, das sich nun wieder sammelte und durch Zufluß von allen Seiten zu einer gewaltigen Menge answoll. Nun regnete es Steinwürfe auf die Fenster des Gebäudes. Die Bürgerwachen und polnischen Soldner rückten heran, da fielen Schüsse aus dem Kollegium, die Stundenglocke wurde geläutet, und wie die Klänge einer Sturmglöcke dröhnte es über die Stadt hin. In großer Erregung erschien Nösner selbst; sein graues Haupthaar flatterte im Wind. Im Getümmel war ihm der Hut vom Kopf gestoßen worden. Ruhe heischend, wendete er sich nach allen Seiten. Er bat, er befahl dem Volk, sich zu zerstreuen. Doch wenn die Nächsten ihm folgen wollten, die Weiterstehenden rührten sich nicht von der Stelle. Die geöffneten Reihen schlossen sich wieder. Er brach sich Bahn bis zur Wiese, wo er wieder Atem schöpfen konnte, denn er war fast erstickt im Gedränge. Da sah er neben sich ein boshast grinsendes Gesicht, es war der Pfefferkuchler Nocke. „Das wird Euch wohl doch zu viel, Herr Stadtpräsident? Bläst nur das Feuer lustig weiter an, es geht jetzt nach Wunsch!“ Nösner würdigte den vorlommnen Menschen keiner Erwiderung. Inzwischen wurde fortwährend aus dem Kollegium geschossen, und die Erbitterung und Wut der Volksmenge kannten keine Schranken mehr. Auf die Belagerung folgte die Erstürmung. Man drang in das Haus, und nun kam eine wahre Tobhucht über diese fieberhaft erregte Menge. Die Fenster, die Türen wurden zertrümmert, alle Gerätschaften zer schlagen. Der Vater Rektor zitterte in seinem Gemach, aber Marzewski trat in die Tür, die geladene Pistole in der Hand, und vor seiner gebieterischen Erscheinung wichen die Eindringlinge zurück.

Aber da leuchteten auch schon die Flammen eines Freudenfeuers herüber, das man auf dem Johanniskirchhof angezündet hatte. Alles, was aus dem Haus herausgeschleppt worden war, mußte in die Flammen, Türen und Bänke und Tische, auch manches heilige Gerät, das nach seiner irdischen Herkunft zu den brennbaren Stoffen gehörte. Freche Spottlust tat sich jubelnd ein Gemühen gerade in dem, was dem Feind heilig war — und das kam alles aus dem feindlichen Lager.

„Da haben sie's nun!“ rief der Weißgerber Härtel, ein kleiner gelbsüchtiger Mann, der stets einen geheimen Zugrinn

mit sich herumtrug und froh war, wenn er Gelegenheit fand, ihn stürmisch hervorbrechen zu lassen. „Bald mit List, bald mit Gewalt haben sie unsere Kinder aus der Stadt geschafft, unzüchtige Arbeiten bei sich geschlüßt, unversteuerte Waren eingeschmuggelt, Verbrecher bei sich aufgenommen und der strafenden Gerechtigkeit entzogen, unser Gefinde, wenn es ihres Glaubens war, gegen uns aufgehetzt — da haben sie's nun!“ Der grelle Feuerchein fiel auf seine erhitzten Züge und auf die andern leidenschaftlich verzerrten Gesichter rings umher. Über das Kollegium selbst warf der Widerschein der Flammen sein glühendes Rot, daß es hell beleuchtet stand inmitten der tiefer sinkenden Nacht. Zimmer neuer Brennstoff wurde hereingetragen unter wüstem Geschrei. Die entfesselte Leidenschaft der Menge steigerte sich zu wahrer Tollwut.

Und damit nichts fehle beim wilden Taumel, der sich hier ein Fest gab, flog mit aufgelöstem, flatterndem Haar aus allen Mauerwinkeln und Sadgassen ein Schwarm von berauschten Weibern herbei. Und die betrunkenen Mädchen reicheten sich die Hände, drängten die Bürger zurück und umtanzten in wildem Reigen die Flammen.

Da löste sich die Munde — denn aus dem Kollegium stürmte eine wilde Rote heran, um sich einen Platz am Feuer zu erobern. An ihrer Spitze Sinan Mohrucht, einst ein großer Kaufmann, der aber durch verfehlte Unternehmungen heruntergekommen und ins Elend geraten war. Der dürre, skelettartige Mann mit den ausgehöhlten Wangen, über die eine krankhafte Röte flog, war ein Spötter und Gotteslästerer, dem nichts heilig schien, weder was die Jesuiten lehrten, noch was auf der Kanzel der Marienkirche gepredigt wurde. Jetzt drängte er sich vor, und in seiner Rechten schwang er hoch ein Gemälde in schwarzem Rahmen aus kostbarem Holz.

„Platz da für die heilige Jungfrau,“ rief er, „ihr unheiliges Mädchengesinde!“ Und ein Bild, auf dem man die Jungfrau mit der Strahlenkrone bemerkte, flog, von seiner Hand geschleudert, in die Flammen. Mehrere kleinere Heiligenbilder, die andere Blünderer herbeitrugen, folgten. Auch Ignaz von Loyola und der Papst Innocenz XIII. mußten ins prasselnde Feuerbad.

Wildes Jubel, der fast in trunkenes Geheul ausartete, erscholl, und dazwischen dröhnten wuchtig die Artschläge, unter denen die Türen und Fenster des Kollegiums zerplitterten. Die Scherben klirren herunter; um das Feuer aber hatten sich die Mädchen und jungen Bursche gelagert. Wieder kreiste die Schnapsflasche, und feste Lieder ertönten. Ungestört tobte die Orgie lange Zeit. Die Wache hatte sich wieder zurückgezogen. Sie betrachtete das Kollegium, aus dem man auch auf sie Schüsse abgegeben hatte, als eine feindliche Festung. Nachdem diese erobert worden war, hielt sie ihr Werk für vollbracht und jede weitere Einmischung für überflüssig. Die Führer der Wache sahen mit Schadenfreude, wie man das Nest der Feinde austräucherte, denn für Feinde hielten sie diese Eindringlinge.

Über Kössner selbst war eine eigenartige Stimmung gekommen. Er hatte vergebens versucht, Frieden zu stiften; es war ihm nicht gelungen, des Tumultes Herr zu werden. Atemlos, erschöpft von diesen Anstrengungen, hatte er sich endlich in seine Wohnung zurückgezogen. In höchster Erregung stand Regina vor ihm; die Kunde des Aufbruchs hatte sie im Innersten erschreckt, unheimliche Ahnungen suchten sie heim. Wohl wußte sie von Kasimir, wie feindlich die Stimmung der herrschenden polnischen Kreise gegen die Stadt Thorn war; in die Sorge um den Vater mischte sich die Sorge um ihre Liebe, der sich nun unüberwindliche Hindernisse entgegenzutürmen drohten. „Gieb Befehl, Vater, strengen Befehl, daß die Menge zerprengt werde!“

Doch Kössner schwieg, seine Kraft schien gelähmt, jede Willensregung erloschen. Plötzlich aber warf er seiner Tochter einen leuchtenden Blick zu. „Ich habe das meinige getan; jetzt ist es zu spät, das Unheil hat seinen Lauf genommen, und wenn wir es auch hemmen, retten können wir uns nicht

vor der Verantwortung. Das Unheil — und ist es ein Unheil? Es ist ein Strafgericht, und sie selbst haben vermessen den Vly herbeigelockt! Möge das Volk in Thorn seinen gerechten Unwillen austoben; gönnen wir, den Übermütigen im Kollegium noch länger die Marter peinvoller Augenblicke, sie mögen ihnen den Kisel ihrer Allmacht austreiben. Die Hand von Rom reicht nicht über die Berge, um sie zu schützen. Und ihre Teufelsmoral nützt ihnen diesmal nichts!“

Die Tochter erschraf — wie im Taumel sprach ihr Vater, wie überwältigt von Gedanken, die machtvoll aus seinem Innersten stuteten. Nie früher hatte sie ihn so gesehen.

Er aber redete voll Eifer weiter: „Sie gehören nicht hierher, sie sollen es fühlen! Das ist kein Boden für sie! Hier hat Luthers Pflug gepflügt, und der Same, den Wittenberg gesät, ist hier herrlich aufgegangen. Zur Ruhe soll ich sie mahnen, oh, ich möchte die Sturmglocke läuten lassen in St. Maria und St. Georg, denn alles in mir läutet Sturm! Es ist mir, als sei eine Riesenlast von mir abgewälzt, als sei diese Freistadt Thorn wirklich eine freie Stadt geworden!“

„Aber Böbel gibt es hier wie überall, und den darfst du nicht frei schalten und walten lassen.“

Er strich sich die Stirn und fuhr sich über die Augen; es war, als ob er aus einem Traum erwachte.

„Du hast recht, mein Kind! Zu lange darfst du der Taumel nicht dauern. Ich habe schon, ehe ich ins Haus trat, die Ratsdiener ausgeschiedt, doch kein Ratsherr ist zu finden; sie verstecken sich oder haben den Kopf verloren wie ich selbst — wie ich selbst. Doch ich finde mich schon wieder; ich werde auf die Ratswache gehen, Alarm blasen lassen, die ganze altstädtische Bürgererschaft soll sich wappnen, die sollen den Platz säubern.“ Tief besorgt sah Regina dem Vater nach. Zu spät, dachte sie, zu spät für ihn — und vielleicht auch für mich! Sie stand am offenen Fenster — noch immer drang der Lärm vom Johanniskirchhof an ihr Ohr — sie hörte und harrete — eine Viertelstunde verging — über den Markt eilten nach dem ersten Trompetensignal die bewaffneten Bürger. Endlich tönte Trommelschlag — sie waren im Anmarsch, noch das Echo eines letzten Schreies der Volksmenge, die sich ungern in ihren Freuden stören ließ. Über dem erloschenen Feuer stand nun der Mond und zeichnete die Schatten des verwüsteten Jesuitenkollegiums auf die Stätte, wo ein berauschtes Volk seinem lang verhaltenen Groll in so frevelhafter Weise Luft gemacht hatte.

Nach nicht zwei Wochen waren seit diesen Tumulten verfloßen, als durch die Tore Thorns, von polnischen Soldnern und einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, eine Untersuchungskommission einrückte, an deren Spitze zwei Bischöfe, mehrere Wojwoden und Fürst Georg Lubomirski, der Unterkanzler des Reiches, standen, und die sich in Thorn auf längere Zeit behaglich einrichteten zum Schrecken der Bürger, die wegen der Unkosten gegen die übergroße Zahl der Mitglieder und der Gefolgschaft Protest erhoben.

Der Rat hatte die Untersuchung gegen die Unruhstifter zwar eingeleitet, aber schläfrig und zögernd geführt. Das verschuldete teils die schleppenden Rechtsformen, teils der Widerwillen, gegen Gefinnungsgenossen einzuschreiten.

Das sagte der Jesuit Marczewski dem Ratspräsidenten unverhohlen, als er ihm auf dem Marktplatz begegnete: „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, doch wir werden den hohen Rat schon aus seinem Schlaf wecken. Die ganze Christenheit ist in Erregung; unsere Hirtenbriefe sind an den ganzen polnischen Adel ergangen, gespornet und gewappnet wird er zu Gericht sitzen, von allen Kanzeln wird gegen die Heiligtumschänder gepredigt. Wir haben die Stadt Thorn bei dem Appellationsgericht des Reichstags angeklagt — und wir werden zu unserm guten Recht kommen!“

Und der Jesuit behielt recht, die größten Feinde der Stadt, vor allem der Bischof von Plozk und der Wojwode von Kulm, waren unter denen, die die Untersuchung leiten sollten.

Fürst Lubomirski beschied alsbald seinen Neffen Kasimir zu sich. Nur einmal noch hatten sich die Liebenden seit der verhängnisvollen Nacht im Gärtchen an der Stadtmauer gesehen, doch nach wie vor hing Kasimirs Herz an Regina; widerwärtig waren ihm die Händel in der Stadt, denn kam's zum Bruch zwischen den Machthabern des Staats und den städtischen Gewalten, so gab es kein Heil für ihre Liebe mehr.

Der Fürst war bei den Dominikanern abgestiegen. Er empfing seinen Neffen ungnädig, im Staatszimmer des Priors auf einem Sofa liegend, dessen Überzug er schonungslos mit seinen Sporen zerriß.

„Marczewski sagte mir, daß du sehr lau bist im Dienst der guten Sache. Du hast dich ihm nicht zur Verfügung gestellt wie andere junge Edelleute, um selbst die geflügelten Botschaften zu den Bischöfen und Woiwoden zu bringen. Man spricht davon, daß du mit den Städtischen verkehrt; man sieht dich oft einsam stehen in den Gassen, und seit langer Zeit hat man dich nicht im Jesuitenkollegium gesehen.“

„Ich suche mir den Umgang, der mir gefällt,“ sagte Kasimir trotzig, „ich liebe die Heiligen nicht, ich kenne sie!“

„Da hört man den Ton, in dem die Ketzer sprechen!“ rief der Fürst aus und sprang vom Sofa auf; hochaufgerichtet stand er vor dem Neffen. Seine Züge hatten etwas Finsteres; dicke, schwere Brauen lagen über den kleinen funkelnden Augen, und um seine Mundwinkel spielte ein böses Lächeln, das sich in den Falten einer durch einen Schwerthieb gezeichneten Wange verfang. „Haben wir uns deshalb gegen die keiserlichen Schweden gewehrt und gegen den abenteuernden König, daß die Keterei hier unser Land verpöste? Die westpreussischen Freistädte sind ein Pöhl in unserm Fleisch: hier herrscht das zähe Deutschtum, das wir austotten müssen mit Stumpf und Stiel! Es wirkt anstößend, und wie es scheint, hat auch meinen Neffen diese Pestilenz beim Kragen gepackt!“

„Die Deutschen hier sind jetzt Bürger unseres Landes,“ verzetzte Kasimir, „und es ist ein deutscher Fürst, der Polens Krone trägt.“

„Daß ihn . . .“ sagte der Fürst, einen Fluch in seinen Bart murmelnd, denn er hatte stets bei Stanislaus Leszczyński's Namen gestanden. Nach einer Weile wandte er sich wieder an seinen Neffen, und seine Stimme klang hart und entschlossen: „Du wirst dich von heute ab uns zur Verfügung stellen, mein Adjutant, mein Bote sein; ich werde dich den Woiwoden und Bischöfen vorstellen; du wirst Bekanntschaften machen, die deiner Laufbahn förderlich sein werden. Doch Pünktlichkeit im Dienst fordere ich, streng und unerbittlich, und willst du sie nicht leisten, so magst du als Bettler umherziehen! Das Ungeziefer wie diese lutherischen Deutschen zertritt man, jede andere Rechtsprechung ist vom Abel.“

Kasimir mußte gehorchen, und an der Seite seines Onkels war er oft Zeuge der Verhandlungen; ja er mußte mehrmals die Protokolle führen und auch den Torturen beiwohnen, womit verstockte Gefangene zu Geständnissen gezwungen wurden. Da sah er immer mehr, wie die Zeugen sich in Angeklagte verwandelten — und das Los traf vor allem den Ratspräsidenten selbst, den Vater der Geliebten. Sein würdevolles Auftreten löste Kasimir Ehrfurcht und Zuneigung ein, und mit tiefem Mitleid sah er, wie sich das Netz über dessen Haupt zusammenzog und die Anschuldigungen sich gegen ihn häuften, wie er eines Tags gebrochen aus der Sitzung fortwankte als ein Angeklagter, der von allen fast der Schuldigste schien.

Da war Marzewski der allgegenwärtige Zeuge. Alles hatte er gesehen, die Phisognomien der Rädelshörer seinem Gedächtnis eingeprägt, die Träger der geraubten Heiligtümer mit unverlöschbaren Zügen in seiner Erinnerung aufbewahrt, sie verfolgt auf ihrem Gang zur Feuerstätte, sie belauscht, als sie die Beute in die Flammen warfen. Auch Hörsner hatte er von fern in der Volksmenge bemerkt, und daß der Häuptling des rebellischen Rats nichts Gutes im Werk gehabt hätte, das wäre doch von Haus aus zweifellos gewesen; auch habe die Heftigkeit des Tumults nur zugenommen, seitdem das

Volk den Stadtpräsidenten in seiner Mitte gesehen hatte. Noch schwerer aber wurde dieser durch das Zeugnis des Pfefferkühlers Noke belästet, der seinem ganzen Haß und Grimm gegen den Rat Luft machte. Denn er bekannte, er selbst habe gesehen und gehört, wie der Bürgermeister das Volk aufgereizt zum Sturm auf das mißliebige Kollegium. „Der Frevel auf sein Haupt!“ rief Marzewski, „und es ist ein unerhörter Frevel! Die Königin des Himmels ist beleidigt worden in gotteschänderischer Weise!“

Lange tagte die Untersuchungskommission, kein Schuldiger sollte durch die Maschen des Netzes hindurchschlüpfen; das verlangte vor allem der Bischof von Plogk, der am liebsten die ganze Stadt Thorn vom Erdboden vertilgt hätte. Fürst Lubomirski forderte, daß nach Abschluß der Untersuchung sein Neffe ihn nach Warschau begleite, wo beim Reichstag die Sache zur Verhandlung kommen sollte.

Noch einmal trafen sich Kasimir und Regina in dem Gärtchen an der Stadtmauer; es war ein dunkler, stürmischer Abend. Vorsichtig hatte sich Kasimir in das Gärtchen geschlichen. Regina war aufs tiefste ergriffen; ihres Vaters Geschick bekümmerte sie, immer hoffnungsloser wurde auch die Zukunft ihrer Liebe. Der Geliebte stand im feindlichen Lager, wenn auch mit halbem Herzen. Es rührte sie tief, wenn er seine Teilnahme für ihren Vater aussprach, dessen ganzes Wesen sein Herz gewonnen hatte.

„Er ist ein ganzer Mann,“ sagte Regina, „und dir darfst du dich ja gestehen — er wäre bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, doch die andern sind halb und halb schwankend, und was vermag der einzelne in solcher Zeit? Bei euch sind Mut und Tatkraft und Siegesgewißheit; bei uns nur das Gefühl der Ohnmacht und die schändliche Gewohnheit des unterwürfigen Gehorsams. Und er denkt nicht an sich, mein Vater, er denkt an das Los dieser Stadt, die vergewaltigt werden wird durch unglaublichen Druck, wenn das Strafgericht über uns hereinbricht. Da stand er vor mir mit leuchtenden Augen: die Tore geschlossen, die Mauern mit unsern Ballgeschützen bemehrt, alles bewaffnet, was eine Waffe zu tragen imstande ist — zum Kampf für unsere städtischen Rechte und unsere Freiheit. Die andern westpreussischen Städte werden sich uns anschließen, denn der Schutz Polens, den wir einst selbst gesucht haben, ist uns allen ein unerträgliches Joch geworden. Und kommt es erst zum Kampf, so werden die Mächte sich rühren, die im Frieden von Oliva sich für unsere weltliche und kirchliche Verfassung verbürgt haben, vor allem der König von Preußen. Doch was hilft meines Vaters tapferer Sinn! Die andern Ratsherren beugen ihren Rücken lieber, als daß sie die Fahne erheben gegen schmachvollen Rechtsbruch. Und er wird zugrunde gehen durch ihre Feigheit.“

„Mein Onkel verlang,“ daß ich ihn nach Warschau begleite“, sagte Kasimir ernst; „sei überzeugt, was ich selbst tun kann, um dort für Milde zu wirken, es soll geschehen.“

„So ist's ein Abschied heute?“

„Doch nicht für immer; von meinem Gut erhältst du Kunde über alles, was verhandelt wird. Ich denke dein in treuer Liebe!“

Noch einmal Kuß und Umarmung — und nach schwerem Abschied trennten sich die Liebenden.

Bald wurden auch die Aften seitens der Untersuchungskommission geschlossen. Thorn atmete erleichtert auf, als die Prälaten, Woiwoden und Fürsten die Stadt verlassen hatten, und nur die fernen Staubwolken, die jenseit der Torbrücken von den Hufen ihrer Pferde aufgewühlt wurden, waren letzte Lebenszeichen der unheilvollen Gefolgschaft.

Wochen gingen vorüber, trübe Wochen, und aus den Wochen wurden Monde. Ein stürmischer Herbst war herein gebrochen, und die Finde an der Stadtmauer war längst entblättert. Der Bürgermeister waltete seines Amtes pflichtgetreu, erledigte die täglichen Geschäfte so ruhig und gleichmäßig, als ob nichts Außerordentliches sich zugetragen hätte. Er schien auf das Gewitter nicht zu achten, das tiefschwarz am Himmel



Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München.

Der Klausner.

Gemälde von G. Kauffmann.

stand. In Haft war er nicht genommen worden, er benutzte seine Freiheit nur zu tätigem, gemeinnützigem Wirken.

Die Sache schien sich hinzuschleppen; erst im Oktober entschied sich der Reichstag dafür, daß das königliche Appellationsgericht die Verhandlung führen und das Urteil fällen sollte.

Wohl hatten die Thorner ihren Verteidiger, auch zwei Ratsherren unterstützten ihn; aber es waren nur ungelente Herren, die mit den scharfartigen Waffen alter Rechtsparagrafen fochten. Ein überlegener Geist lenkte die Richter im verborgenen: der Jesuit Marczewski war in Warschau.

Daß es schlimm stand um seine Sache, das erfuhr Rösner von Tag zu Tag, wenn sich auch die Entscheidung verzögerte; doch noch eher als der Vater erfuhr es die Tochter. Kasimir hielt sein Wort; seine geheimen Brieflein warfen ein schreckhaft Licht auf den Gang der Verhandlungen und die tiefe Feindseligkeit der Richter. Und sie, die Wissende, mußte mit jeder neuen Kunde zurückhalten, bis der Vater sie von seinen Amtsgenossen in Warschau erfahren hatte. Dann kam auch für ihn die Bestätigung der bösen Kunde.

Rösner selbst erkannte das Hoffnungslose seiner Lage. Da warf sich Regina ihm zu Füßen. „Ich bitte, ich beschwöre dich, verlaß diese Stadt! Es gibt für euch doch keine andere Rettung als die Flucht! Begib dich in den Schutz des Königs von Preußen, er ist ein fester, mannhafter Herr und wird dafür sorgen, daß dir kein Haar gekrümmt werde, denn er ist ein Schirmherr unseres Glaubens. Die Tore stehen offen. Nichts hindert dich an der Flucht.“

Rösner schloß die Tochter in seine Arme. „Um deinetwillen, mein einzig geliebtes Kind, würde ich mich dem drohenden Gericht entziehen, mich retten für dich, die du sonst einsam, verlassen, ja geächtet durchs Leben gehen mußt. O, daß ich's nicht kann, ist mir ein herzzerreißendes Weh! Doch meine Pflicht gebietet mir, treu auszuharren bei meinen Mitbürgern. Ich stehe hier wie ein Soldat auf meinem Posten, feiger Fahnenflucht werde ich mich nimmer schuldig machen!“

Regina rang verzweifelt die Hände; aber so oft, so flehentlich sie ihre Bitte wiederholte, Rösner blieb gleichen Sinnes. (Schluß folgt.)

Der stille Weg.

Roman von Richard Stowronnek.

(14. Fortsetzung.)

Also war es ganz so gekommen, wie Henner es sich ausgedacht hatte, als er vor jenen langen acht Tagen die Kompanie zu vertraulicher Aussprache in die Talsenkung führte; seine braven grünen Jungen hatten sogar mehr geleistet, als versprochen, ein so glänzendes Abschneiden hätte er selbst in seinen kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten! Aber auch das Ziel, nach dem er strebte, war höher geworden. Kein stilles Ausweichen mehr, sondern ein stolzer Aufstiegs Hand in Hand. Und ein wie anders gearbetes Los konnte er der Vermögten, einzigen bieten wie noch vor wenigen Tagen; nicht mehr das Leben einer kleinen Leutnantsfrau in diesem engen, gottverlassenen Erdenwinkel, eine schlanke Karriere an der Seite eines vielbenedeten „Springers“, der mühelos über ein halbes Hundert Vordermänner setzte . . . zunächst einmal als ältester Oberleutnant in ein ganz bevorzugtes Regiment . . . Kriegsakademie . . . ein Jahr Frontdienst noch als junger Hauptmann . . . Generalstab . . . wie ein einziger lachender Sommermorgen lag sein Leben vor ihm . . . all' die kleinlichen Sorgen, die ihn früher bedrückt hatten, verslogen . . . das war ja das Selbstverständlichste der Welt, daß Aliz ein wenig mehr Sparsamkeit lernte, für die kurze Zeit nur, bis das Oberleutnantsgehalt durch die Beförderung zum Hauptmann und höhere Servisklasse eine gewaltige Steigerung erfuhr . . . sicherlich tat nach also bewiesener Tüchtigkeit auch der alte Onkel Jöbst auf Klingewen ein übriges, griff, so sehr er auch gegen die wenig genehme Partie gewettert hatte, noch einmal zur Bezahlung der unbequemen Lapperschulden tief in den Beutel . . . So träumte er eine ganze Weile lang mit offenen Augen und konnte kaum die Zeit erwarten, bis hier alles zu Ende war, das Exerzieren im Bataillon, bei dem seine Kompanie natürlich ebenfalls den drei andern, wie es in der Turfsprache hieß, „die Eisen zeigte“, um mit ungezählten Längen einen wohlverdienten Sieg zu landen . . . Eigentlich überflüssig, daß er dabei war, seine grünen Jungens schafften es ja auch ohne ihn, er aber jagte ventre-à-terre quer über Hügel und Täler dorthin, wo eine in Sehnsucht seiner harrete . . . und der übermütige Gedanke trat ihn an, unauffällig ein wenig abseits zu reiten, um hinter der ersten Deckung ungeesehen davonzusprennen: wenn er seiner Bessie den Kopf frei gab, war er längst wieder zurück, ehe die letzte Kompanie mit ihrer Vorstellung fertig war . . . fast wie der gleiche unwillkürliche Zwang, der ihn an den beiden vergangenen Abenden in den Quessendorfer Park getrieben hatte, sah es ihm im Nacken, er hatte Mühe, ihn abzuschütteln, und mußte sich einen ganz

energischen Ruck geben, um aus diesem Dämmern in allerhand traumhaften Zuständen, in dem sich die Grenzen des Möglichen und Zulässigen verwischten, wieder in die klare Wirklichkeit zurückzukommen. Und um sich jede Möglichkeit eines Rückfalles selbst abzuschneiden, stieg er aus dem Sattel, übergab Bessie dem tüchtigen Dhotny und trat auf seine Leutnants zu. So wenig sie an dem glänzenden Ausfall der Vorstellung Verdienst hatten, immerhin gebot es eine gewisse Anstandspflicht, den beiden ein paar freundliche Worte zu sagen. Zugleich aber trieb ihn die dunkle Hoffnung, von ihnen in unauffälliger Weise einiges über die zu hören, der seine sehnsüchtigen und bangenden Gedanken galten; sie waren ja beide gestern abend drüben in Quessendorf gewesen und hatten nach ihrer eigenen Aussage bis zum Morgengrauen ausgehalten . . .

„Na, meine Herren, wie sind Sie jetzt mit dem Herrn Inspekteur zufrieden? Doch gar nicht dieser Riesenbaubau, als der er von der Fama geschildert wurde!“

„Na ja,“ sagte der kleine Leutnant Rohde und rechte sich in den Hüften, „wie haben wir aber auch gearbeitet! Als es an die Schwenkungen ging, nahm ich meinen Flügelmann beim Rockärmel. Kerl, sag es leise weiter: Wimsen tu ich euch, daß ihr die Engel im Himmel preisen hört, wenn ihr jetzt vielleicht schlapp werden wollt . . .“ na, und das hat anscheinend geholfen!“

„Selbstverständlich und ganz in meinem Sinn, lieber Rohde,“ versetzte Henner mit einem ironischen Lächeln, „aber, wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen: nachher, im Bataillon, keine so drastischen Ermahnungen mehr! Der Inspekteur könnte es merken, und alles wäre Eßig! . . .“ Und der Leutnant Siemers pflichtete eifrig bei: „Selbstverständlich habe es Rohde auch schon gesagt. Haben die Kerls ordentlich in Schwung gebracht, jetzt wird der Karren schon von allein weiterlaufen. Aber mit wie viel Punkten mehr hätten wir abschneiden können,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu und küstete für ein paar Augenblicke den Tschako vom schmerzenden Haupt, „wenn nicht der verfluchte Jammer gewesen wäre. Und wahrhaftig, nie mehr mach' ich am Vorabend der Besichtigung ein Festin mit, bei dem heimtückischerweise zwei Verlobungen proklamiert werden, und hinterher natürlich Bowle und noch mal Bowle . . . bis an den Hals war ich voll, als es endlich nach Hause ging!“

Henner von Sacrow hatte laut auflachen wollen, denn die beiden jungen Dachs kamen ihm wie die Mörtelbuben vor, die sich mit geschwellter Brust vor den Kölner Dom stellten, aber das Lachen wurde ihm zur Grimasse. „Zwei Verlobungen?

Gestern abend in Duesendorf?" . . . Kaum, daß er vermochte, die paar Worte mit leidlicher Haltung zu sprechen.

Die beiden Leutnants waren viel zu sehr verjammert, um die Veränderung in den Gesichtszügen ihres Kompagnieführers zu bemerken. Im Gegenteil, seine so kühle Haltung schien ihnen eine Bestätigung der Ansicht, die sie während der nächtlichen Heimfahrt im Krümperbreak gegen eine ebenso erhebliche wie unwissende Majorität mit allem Nachdruck verfolgt hatten, daß nämlich der Oberleutnant Sacrow sich niemals mit ernstlichen Gedanken und Absichten auf die Hand der Komtesse Brahlstorff getragen hätte. Im allerhöchsten Fall ein oberflächlicher Flirt, den man leichtem Herzens abbrach . . .

„Ja,“ sagte der kleine Mohde eifrig, „da drüben steht der eine glückliche Bräutigam!“ Und er deutete nach dem Oberleutnant Kalkhoff hinüber. „Kein Wunder, daß ihm heute der königliche Dienst höchst schnuppe war, denn seine Braut ist ein ganz reizendes kleines Mädel mit einer geradezu portugiesischen Silberflotte, und bei näherem Zusehen stellt sich heraus, daß sie vier Jahre oder mehr so sehnsüchtig auf ihn gewartet hatte, daß er nur endlich auf der Bildfläche zu erscheinen brauchte, und die Chose war fertig! Wir alle sahen ja von unten zu, fehlte wahrhaftig nur, daß sie ihm gleich auf Anhieb um den Hals stog! Und so ein Dusek, achtzehn oder mehr Millionen soll sie haben, dieses Fräulein Elisabeth Schmielke . . .!“

Henner stützte sich schwer auf seinen Säbel, blanke Funken tanzten vor seinen Augen. Er entsann sich, daß ihm jemand irgendwann von dieser jungen Dame gesprochen hatte, nur in Verbindung mit einem andern Namen, und diese Chose sollte angeblich ebenso häßlich und rein geschäftlich zurechtgeschoben sein wie die andere, an die er noch jetzt mit einem letzten, verzweifeltsten Hoffen nicht glauben wollte, aber der sommerprossige und rothaarige lange Kerl da vor ihm hatte doch vorhin von zwei Verlobungen gesprochen? . . . Und jetzt tat er von neuem den Mund auf . . .

„Na ja,“ sagte der Leutnant Siewers mit einem trockenen Aufschauen, „in dem Fall Kalkhoff will ich's gern glauben, trug alles sozusagen den Stempel der Wahrhaftigkeit. Aber daß dieser nommè Schmielke und die schöne Komtesse Brahlstorff auch eine gegenseitige und uneingestandene Liebe schon lange im Herzen getragen haben sollen, wie die alte Baronin Reichner verbreitete, also vor meiner Waschfrau würde ich mich genieren, ein solches Märchen zu erzählen! Glücklicherweise sahen sie ja aus, und, auf mein Wort, ich kam dazu, wie sie sich in einem dunkeln Winkel herhaft abkühlten, aber trotzdem, ich sage, ein geschobener Handel! Er bringt Brahlstorff, Langenheide und Bielskau in die Kompagnie und sie die hohen Verbindungen, ein ganz glattes Geschäft! Aber wie sagen unsere Religionskollegen von der andern Fakultät aus dem fernen Osten? Meine Sorgen! Und was geht uns eigentlich die ganze Geschichte an, lieber Sacrow? Man spricht darüber ein Weilschen, weil man eben als Zeitgenosse dabei war, und basta . . .!“

Henner zwang sich mit übermenschlicher Anstrengung zu einem Lächeln. „Ja natürlich, lieber Siewers. Nur in einem Punkt kann ich Sie zufällig ein wenig korrigieren und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie für Weiterverbreitung sorgen würden. Sie wissen, ich war ziemlich häufig drüben in Duesendorf, habe auch der Komtesse, wie wir alle im engeren und weiteren Kreis, ein wenig die Cour geschnitten, aber die Baronin, meine alte Freundin, gab mir schon in den ersten Tagen das erforderliche und wohlthätige Dessin: keine überflüssigen Emotionen, lieber Henner! Die Komtesse Alix ist im stillen schon längst verlobt, und alle Welt wird staunen, wenn diese Verlobung veröffentlicht wird! Ich mußte natürlich mit einem harten Eid Verschwiegenheit geloben, aber heute, angesichts der vollzogenen Thatfache, kann ich wohl, ohne indiskret zu erscheinen, mich als einen längst Eingeweihten bekennen! . . . Aber jetzt, attention au jeu, meine Herren, die Dritte scheint auch gar nicht übel abzuschneiden!“

Er grüßte freundlich und ging mit erheucheltem Interesse an den Vorgängen auf dem Exerzierplatz ein paar Duzend

Schritte vorwärts. Nur allein sein und keinem Menschen einen Blick ins Gesicht gestatten . . . Nur nichts merken lassen von dem gänzlichen Zusammenbruch . . .! Vor wenigen Augenblicken noch ein triumphierender Sieger und jetzt ein im Staub zertretener Wurm, ein jämmerliches Etwas, über das man lachend dahinschritt . . .

Ein älterer Herr in Hauptmannsuniform kam auf ihn zu, augenscheinlich, um mit ihm ein Gespräch zu beginnen.

„Na, lieber Kollege und Oberhezenmeister, wie haben Sie das Kunststück von vorhin nur fertiggebracht? Eins, zwei, drei, die beste Kompagnie auf dem Plan, die Se. Erzellenz je zu sehen geruht haben?“

Da lächelte er mühsam. „Das Rezept ist sehr einfach: gute Behandlung der Kerle, von denen in schwieriger Stunde unser eigenes Schicksal abhängt. Mal ab und zu den Menschen rauskehren, nicht nur immer den bitterstrengen Vorgesetzten; denn — merkwürdigerweise, Herr Hauptmann, die blöde Masse unter den Gewehren denkt! Sie empfindet bewußte Ab- und Zuneigungen und erschreckt sich, danach zu handeln. Dieses Rezept aber vermale ich Herrn Hauptmann ganz kostenlos, denn ich werde wohl keinen allzu häufigen Gebrauch mehr davon machen.“

„Ich auch nicht, lieber Sacrow“, versetzte der Hauptmann von Krienberg mit einem trüben Lächeln. Von da an sprachen sie nicht mehr, sahen schweigend zu, wie die Dritte und die Vierte vorgestellt wurden und anscheinend leidlich abschneiden. Vielleicht, daß in den Kerlen durch das glorreiche Beispiel der Zweiten der Ehrgeiz geweckt worden war, oder daß Se. Erzellenz sich ein wenig milder gestimmt zeigten als zu Beginn der Besichtigung! Der Regen hatte zudem aufgehört, hinten über dem Maldeimer Wald teilte sich der dunkle Wolkenschor, und wärmende Sonnenstrahlen schienen auf die mühsam im Lehm watende Kreatur.

Die Tür war verschlossen, der tüchtige Dchotny hantierte im Stall, Henner von Sacrow war allein, nur eine kurze Spanne Zeit trennte ihn noch von seinem Ziel. Und mit aller Ruhe traf er seine Vorbereitungen, keine Störung war zu befürchten, er hatte sie ja alle so über die Wägen geschickt getäuscht! War lächelnd und in lebhafter Unterhaltung mit dem Adjutanten des Inspektors an der Spitze seiner Kompagnie, die sich auch bei der Vorstellung des ganzen Bataillons vor den drei andern ausgezeichnet hatte, nach Hause geritten, hatte lächelnd bei dem kurzen Besichtigungsfrühshoppen die mehr oder minder ehrlich gemeinten Glückwünsche der Kameraden entgegengenommen und wieder gelächelt, aber natürlich sehr verbindlich und respektvoll, als der Kommandeur ihm sein Bedauern ausdrückte, den tüchtigsten seiner jüngeren Offiziere so bald schon verlieren zu müssen. In dieses Bedauern aber mischte sich natürlich die Freude, daß ernsthaftes Streben im Verein mit hervorragenden Fähigkeiten im königlichen Dienst immer eine gerechte Anerkennung fände . . . leider könne er sich im Augenblick über die von Sr. Erzellenz empfangenen Mitteilungen nicht näher auslassen, aber er hoffe, so schloß der Kommandeur mit vielsagender Andeutung, Henner werde die alten Kameraden nicht vergessen, selbst wenn er von seinem so rasch und glücklich ausgegangenen „Stern“ zu den höchsten militärischen Ehren geführt werden sollte . . . Vor ein paar kurzen Stunden hätte er sich über diese Mitteilung, die nichts anderes bedeutete, als daß der Inspekteur beabsichtigte, ihn ins Gardejägerbataillon nach Potsdam zu versetzen, ganz unsinnig gefreut; aber der, den diese Mitteilung anging, war ja längst schon gestorben; nur seine äußere Hülle stand noch aufrecht da, schnitt für eine kurze Weile allerhand lustige Grimassen, um jede, auch die geringste Spur zu verwischen . . . Wie vor einem unlöslichen Rätsel sollten sie stehen!

Und alle hatten sie sich willig täuschen lassen, zuletzt auch der gute Hartung. Als sie zusammen den Frühshoppen verließen, sagte er: „Du, Henner, ich hätte eigentlich ein paar ernsthafte Worte mit dir zu sprechen! Herr von Duesendorf war heute in aller Herrgottsfrühe bei mir . . .“ Und

da erwiderte er wiederum mit einem Lachen: „Ach so, die dumme Geschichte von gestern abend. Wenn du wüßtest, Franzel, wie weit das alles hinter mir liegt! Kommt ja öfter vor, daß einer sich um ein Weib ein bißchen verrückt anstellt . . . war 'ne reine Nervensache. Und schon wieder vorüber. Hab mich eigentlich über mich selbst gewundert, wie ruhig ich heute die ganze Choße ansehe. Witten in der Vorstellung wurde mir die Verlobungsnachricht mitgeteilt, und sag selbst, Franzel, hab ich darum meine Kompagnie weniger ruhig geführt . . .?“ „Nein,“ sagte der Oberleutnant Hartung, „nicht im geringsten!“ . . . „Na, siehst du, so ein Erfolg wie der heutige hilft einem über manches hinweg, was man sonst vielleicht schwerer genommen hätte! Aber eine Frage noch: Speisen Cw. Hochwohlgeboren heute mit im Kasino? . . .“ „Ja natürlich . . .“ „Also bon, dann hol mich fünf Minuten nach eins ab; wenn wir leider auch nicht nebeneinander sitzen, so können wir doch wenigstens mal über den Tisch weg uns anprosten. Weißt ja, bin heute hochgeehrter Ehrenmops

Er. Erzellenz des Herrn Inspektors, und, weiß Gott, wenn ich nicht eine so durch und durch leutselige und herablassende Natur besäße, dürfte ich als jetzt halber Gardiste mit euch Provinzialen eigentlich gar nicht mehr verkehren . . .!“

So hatte er mit lachendem Mund geschlossen, war quer über den Markt nach seiner Wohnung gegangen nach einem flüchtigen Gruß mit drei Fingern am Tschaforand . . . Im Herzen ein bitteres Weh, daß er sich's hatte versagen müssen, dem einzigen Getreuen zum Abschied die Hand zu drücken, ihm mit einem Blick wenigstens für alle bewiesene Liebe und Güte zu danken . . . unmöglich . . . nur nicht aus der Rolle fallen! . . . Um fünf Minuten nach ein Uhr . . . noch eine reichliche Stunde lag vor ihm. Er konnte sich mit aller Gründlichkeit waschen und die beste Garnitur Überrock anziehen, vielleicht noch irgendetwas ausdenken, was die hohe, nach Beweggründen forschende Kommission sozusagen mit der Nase auf eine plötzlich eingetretene Geistesstörung stoßen mußte. — — (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Der Wiener Männergesangverein in Berlin. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Am 7. Dezember traf, feillich empfangen von den großen Berliner Gesangvereinen und den Vertretern der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft und des Konsulats, der Wiener Männergesangverein in Berlin ein. Er ist den Berlinern gut bekannt, hat er doch schon einmal im Jahr 1885 eine fröhliche Sängerschaft nach der deutschen Reichshauptstadt unternommen und unter begeistertem Jubel der Berliner seine herrliche Kunst entfaltete. Diesmal kommt er auf persönliche Einladung Kaiser Wilhelms, der im vergangenen Sommer nach einem Hofkonzert im Schönbrunner Schloß den Ehrenchormeister Eduard Kremier und den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Schneiderhan, durch Verleihung des Kronenordens dritter Klasse auszeichnete. Es war hauptsächlich der wundervolle Vortrag schlichter Volkslieder, die von den Wienern zu so ergreifender Wirkung gebracht wurden. Eduard Kremier, der seit 1869 der künstlerische Leiter des Wiener Männer-

gesangvereins und selbst Komponist schöner Chorlieder ist, hat die prächtigen „altniederländischen Volkslieder“ in glücklicher Weise für Männerchor, Soli und Orchester bearbeitet, ebenso ist Richard Heuberger, sein Kollege, auf dem Gebiet der Chor- und Opernkompensation rühmlichst bekannt. Erst am 6. Oktober 1843, vierunddreißig Jahre nach der Gründung der ersten Berliner Liedertafel durch Jeller, den großen Direktor der Singakademie, wurde der Wiener Männergesangverein auf Anregung von Dr. August Schmidt, dem Redakteur der „Wiener Allgemeinen Musikzeitung“, gegründet, und schon zwei Jahre später erwarb er sich auf einem in der Villa Metternich gegebenen Fest die Gunst der dort versammelten Fürsten, die ihm bis heute treu geblieben ist. Aber trotz dieser Fürstengunst ist er eine echt volkstümliche Institution, wenn auch hohe Staatsbeamte, Künstler, Großindustrielle neben den Vertretern aller bürgerlichen Stände unter seinen über 400 Mitgliedern sich befinden. Die Aufnahmebedingungen sind streng: eine schöne Stimme



Von links nach rechts: Franz Zanglberger, Ausschuhrat; F. Mellich, Eononm; August Keßnl, Ausschuhrat; F. Dworaczek, Schriftführer; S. Ulrich Keßnl, Schriftführer; Emil Risch, Schriftführer; Fr. Schneiderhan, Präsident; Gustav Bandian, Vizepräsident; Ed. Kremier, Ehrenchormeister; Rich. Heuberger, Chormeister; Ant. Fuchs, Archivar; Karl Engelhart, Ausschuhrat; Max Köhler, Ausschuhrat; Ant. Elsching, Ausschuhrat; Ferd. Richard, Kassierer.

Der Vorstand des Wiener Männergesangvereins.

und musikalische Fähigkeit genügen nicht, es muß außerdem von zwei dem Verein angehörenden „Patern“ für den Kandidaten gebürgt werden. Alljährlich veranstaltet der Verein ein Votallonzert, ein Konzert mit Orchester, je eine Liedertafel sommers und winters und ein Volkslonzert, die beliebteste seiner Darbietungen. Kein anderer Verein darf sich rühmen wie er, daß Meister wie Schumann, Meyerbeer, Mendelssohn, Liszt, Richard Wagner, Bruckner, Brahms und Johann Strauß ihm eigene Tondichtungen gewidmet haben, und es ward ihm das Glück zuteil, in Herbed, dem späteren Direktor des Wiener Hofopertheaters, einen Dirigenten zu finden, der die intimen Reize des Volksliedes für den Männerchor gesungen zuerst erkannte. Auch Franz Schuberts damals wenig beachtete Chorwerke hat der Wiener Verein unter Herbed zu Ehren gebracht. Von Jahr zu Jahr gewachsen, durch die ganze Welt hat er ihn selbst getragen, ein Herold des deutschen Liedes. Das Konzert in der Philharmonie zu Berlin, am 8. Dezember 1906, ist das 67., das der Verein außerhalb Wiens veranstaltet. Der jubelnde Dank der Berliner und zahlloser Freunde ist auch diesmal seinen meisterhaften Vorträgen gefolgt, und Kaiser Wilhelm hat am 9. Dezember im Saal des alten Königsloffes an der Spree den innigen Klängen deutscher Volkslieder gelauscht.

Das künstliche Menschenpaar Len und Lan. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Vielleicht entsinnen sich manche unserer Leser noch der Enttarnung der vor etwa einem Jahr in Deutschland gezeigten angeblich „automatischen“ Figur, in der dann ein verkrüppelter Mensch gefunden wurde, der von innen her die Figur dirigiert hatte? Unsere heutigen Abbildungen eines „künstlichen Menschenpaares“ erinnern an jene Aufsehen erregende Affäre, aber diesmal liegt auch nicht der geringste Betrug vor, sondern die zwei Figuren, die von Herrn Eduard Schröder in zwölfjähriger mühevoller Arbeit konstruiert worden sind, dürfen wirklich als Meisterwerke der Mechanik gelten. Der Erfinder nimmt, wie auch unsere Abbildungen zeigen, vor den Augen des Publikums Kumpfs und Glieder der Puppen auseinander, entfernt den Kopf und läßt jedermann sich davon überzeugen, daß im Innern des „lebenden Menschenpaares“ sich wirklich nichts weiter als einige Drähte, Stechtomate, Stromwender, pneumatische und mechanische Teile usw. befinden. Beginnen dann aber diese mit einem ziemlich großen Akkumulator durch Draht verbundenen Gestalten, von denen Mr. Len 1,45 und Miß Lan 1,40 Meter groß ist, sich zu bewegen, Gale-walk



Schlachtfest vor Weihnachten in Deutsch-Südwestafrika.

zu tanzen, Biston zu spielen, Zigaretten zu rauchen usw., so wird auch der fleischliche Beschauer wieder irre und glaubt an die wunderbarlichsten Dinge! Len und Lan sind die neueste Sensation, das Tagesgespräch, sie üben für Abend die gleiche Anziehungskraft aus.

Schlachtfest vor Weihnachten in Deutsch-Südwestafrika.

(Zu der nebenstehenden Abbildung.) In unserer südwestafrikanischen Kolonie, deren Zukunft hauptsächlich auf der Viehzucht beruht, liegen die Fleischverhältnisse nicht besonders günstig. An Rindvieh, Ziegen und Schafen fehlte es zwar von alters her nicht, aber in den Herden der Eingeborenen gab es keine feinen Masttiere. Und so ist es bis jetzt geblieben. Zumeist werden nur alte Tiere geschlachtet, da man die jüngeren zur Zucht verwendet. Das Schwein, das für unsern Tisch so wichtig ist, fehlte bei der Besitzergreifung des Landes fast vollständig, und noch heute ist es im Zustand einer besondern Begebenheit, wenn ein Schlachtschwein zur Verfügung steht. Mitunter werden für Schweinefleisch Preise bezahlt, die selbst den in der Heimat an Fleischteuerung Gewöhnten fabelhaft erscheinen. So kostet ein Pfund frisches Schweinefleisch manchmal bis zu 4 Mark, und für frische Wurst werden sogar gern 4½ bis 5 Mark für das Pfund entrichtet. Kein Wunder, daß man einen so teuren Braten für hohe Festtage aufspart und das Schwein womöglich vor Oitern oder Weihnachten schlachtet. Das Ereignis bildet dann eine Art Fest. Das war auch in Abbabis, einer Station an der Staatsbahn zwischen Swakopmund und Karibib, im Jahr 1904 der Fall. Dort befindet sich auch ein Genschaftsheim für unsere Schutztruppen, und wie in ihm vor zwei Jahren gegen Weihnachten ein Schlachtfest veranstaltet wurde,

Von Jahr zu Jahr gewachsen, durch die Das Schwein, das für unsern Tisch so wichtig ist, fehlte bei der Besitzergreifung des Landes fast vollständig, und noch heute ist es im Zustand einer besondern Begebenheit, wenn ein Schlachtschwein zur Verfügung steht.



ergründung des Landes fast vollständig, und noch heute ist es im Zustand einer besondern Begebenheit, wenn ein Schlachtschwein zur Verfügung steht. Mitunter werden für Schweinefleisch Preise bezahlt, die selbst den in der Heimat an Fleischteuerung Gewöhnten fabelhaft erscheinen. So kostet ein Pfund frisches Schweinefleisch manchmal bis zu 4 Mark, und für frische Wurst werden sogar gern 4½ bis 5 Mark für das Pfund entrichtet. Kein Wunder, daß man einen so teuren Braten für hohe Festtage aufspart und das Schwein womöglich vor Oitern oder Weihnachten schlachtet. Das Ereignis bildet dann eine Art Fest. Das war auch in Abbabis, einer Station an der Staatsbahn zwischen Swakopmund und Karibib, im Jahr 1904 der Fall. Dort befindet sich auch ein Genschaftsheim für unsere Schutztruppen, und wie in ihm vor zwei Jahren gegen Weihnachten ein Schlachtfest veranstaltet wurde,



Mr. Len und Miß Lan, das künstliche Menschenpaar.

das zeigt unser Bild, das allerdings kein heimatisches weihnachtliches Gepräge aufweist. Unter anderem sehen wir auf ihn links den Oberarzt Dr. Fischer nebst der Schwester Mary Jonas und rechts den Stabsarzt Dr. Gintje und Leutnant Helmig. **Wie dick kann das Eis werden?** In Polarländern und in den Gletschern der Hochgebirge finden wir riesige Eismassen vor. Da türmen sich wahre Eisberge auf, deren Höhe nach Hunderten von Metern sich bemißt. Sie sind das Werk vieler aufeinander folgender



Phot. Zinnerberg & Co.

strenger Winter. Verschiedene Forscher haben in Anbetracht dieser Tatsachen angenommen, daß die Tiefe des Inlandseises, das das Innere von Grönland bedeckt, 1000 Meter und mehr betrage. Man stellte ferner die Behauptung auf, daß die Mächtigkeit der Eisbede, die sich während der Eiszeit über einen großen Teil von Europa und Asien ausgebreitet hatte, gleichfalls 1000 und vielleicht sogar 2000 Meter gemessen habe. Dagegen wendete sich neuerdings der amerikanische Geologe H. L. Schwarz. Nach seiner Meinung habe man bei diesen Annahmen den Druck außer acht gelassen, der durch solche Eisberge erzeugt wird. Er entwickelt Wärme, die beim Anwachsen der Eisberge so groß werden muß, daß schließlich das Eis, das den Fuß der Berge bildet, über seinen Schmelzpunkt erwärmt wird. Dies soll nach Angaben von Schwarz bereits geschehen, wenn die Eisbede eine Mächtigkeit von etwas über 500 Meter erreicht hat. Da die Erde aus ihrem Innern Wärme abgibt, kann das Schmelzwasser nicht wieder gefrieren. Somit wären etwa 600 Meter die äußerste Grenze für die Möglichkeit der Eisbede selbst in den kältesten Polarländern. In der Tat grenzen die höchsten Eisberge, die

erst in New York geöffnet wird. Auch die „Flaschenfüllung“ des Taufwassers erfolgt in den geschlossenen Lagerräumen der „International River Jordan Water Co. New York City“, und da es gleich am Strom schon gefocht und filtriert worden ist — man sieht, wie prächtig sich die Anordnungen moderner Hygiene mit denen der Pietät vereinigen lassen! — so kann die Gesellschaft auch für absolute Reinheit garantieren. 53 Fässer von je 600 Kilo sind, mit „Taufwasser“ gefüllt, ausgeführt worden — genug, um Tausende von Kinderköpfchen mit dem „heiligen“ Naß zu nehen!

Die Deutschen auf Kuba. Die „Perle der Antillen“, die größte der westindischen Inseln, steht wiederum im Vordergrund des Interesses der Amerikaner, aber auch für Deutschland sind die Zustände, die dort jeweils herrschen, von Bedeutung. Haben doch schon seit Jahren große deutsche Firmen auf der Insel einen weiten Grundbesitz erworben, Tabakplantagen, die zu den allerbesten zählen. Die deutschen Kapitalanlagen auf Kuba belaufen sich überhaupt auf etwa 73 Millionen Mark, und es gibt dort 25 deutsche Handelshäuser und gegen 20 Kommissionsfirmen. Gegenwärtig leben auf Kuba etwa 380 Reichs-



Verschiffung von Wasser aus dem Jordan.

man wirklich gemessen hat, an diese Höhe. Dagegen ist die Eisbede, die ein Winter erzeugen kann, sehr gering. Nach Ranfens Beobachtungen in den Nordpolarregionen hat die Mächtigkeit des frischgefrorenen Eises nie mehr als 4 Meter betragen.

„Jordanwasser“. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Amerikanischer Unternehmungsgeist hat am Jordan einen recht eigenartigen und ganz „amerikanischen“ Betrieb ins Leben gerufen: das geheiligte Jordanwasser, das früher von frommen Pilgern unter unsäglichen Mühsalen und Gefahren in kleinen Fläschchen mit in die Heimat gebracht wurde, das wird jetzt tonnenweise aus dem ehrwürdigen Strom geschöpft und über den Ozean versandt. Unser Bild führt mitten in das geschäftige Leben und Treiben hinein. Türken, Araber, Griechen, Ägypter, Syrier, Beduinen und Amerikaner haben sich an der Stelle zusammengefunden, an der Jesus Christus nach dem Zeugnis der Gelehrten einst die Taufe empfing. Neben der Fahne des Propheten weht das „Sternenbanner“, neben dem jungen Obersten Nadaud in der Arbeitsuniform eines Kentudsobersten stehen der weißbärtige Peter Maximos vom St. Johanneskloster und Ali Niza, der Gouverneur des Jericho- und Jordandistrikts, auf daß alles ordnungsmäßig zugehe. Die kleinen Hanlees dürfen also von der „Echtheit“ des sicher recht kostbaren Taufwassers überzeugt sein, zumal jedes Faß an Ort und Stelle mit dem Stempel versehen und

angehörige, darunter etwa 200 Erwachsene männlichen Geschlechts; die meisten von ihnen sind Kaufleute, andere Techniker und Handwerker, während deutsche Ackerbauer nur vereinzelt auftreten. In Havanna, der Hauptstadt des Landes und dem Mittelpunkt des Handels, befindet sich die bedeutendste deutsche Kolonie in Westindien. Während der Wirren des spanisch-amerikanischen Kriegs ist in ihrem Schoß der Entschluß gereift, eine deutsche Schule zu gründen. Sie wurde in der Tat schon am 1. Dezember 1898 eröffnet und hat sehr schnell einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Sie ist die einzige deutsche Schule auf den Antillen und ist auch insofern eine Vorkämpferin für das Deutschtum in den fernen Gebieten, als sie bestrebt ist, auch den fremden Nationalitäten deutsches Wesen und deutsche Bildung näherzubringen.

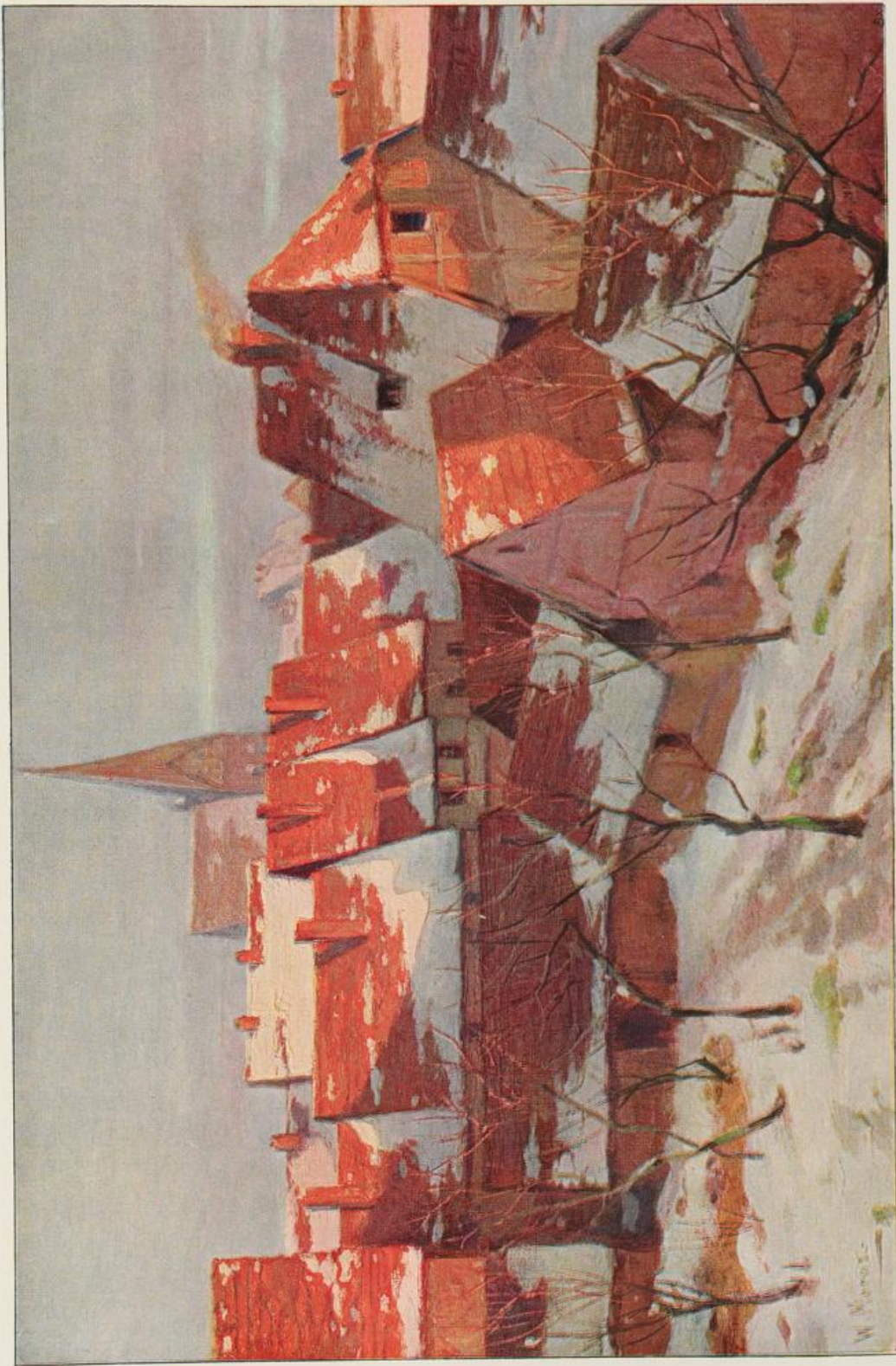
Ein neuer Roman von W. Heimbürg. Es ist uns eine besondere Freude, unseren Lesern heute schon mitteilen zu können, daß W. Heimbürg, die gefeierte Romanographin, deren Verehrer und Verehrerinnen, soweit die deutsche Zunge klingt, nach Hunderttausenden zählen, einen neuen, großen Roman vollendet hat. W. Heimbürgs Roman: „Wie auch wir vergeben . . .“ wird als erstes Werk des kommenden Jahrganges der „Gartenlaube“ erscheinen.

Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt das letzte Quartal dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“; wir ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das erste Quartal des Jahrgangs 1907 schleunigst aufgeben zu wollen. — Die Postabonnenten machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der Bezugspreis (2 Mark für die Ausgabe ohne „Welt der Frau“, 3 Mark 25 Pf. für die Ausgabe mit „Welt der Frau“) bei Bestellungen, die nach Beginn des Vierteljahrs bei der Post aufgegeben werden, sich um 10 Pfennig erhöht. Einzelne Nummern bzw. Hefte der „Gartenlaube“ liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bzw. 55 Pfennig in Briefmarken direkt franko die Verlagshandlung:

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Litzner; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: S. Birth; für den Anzeigenteil verantwortlich: S. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Wintersonne.
Gemälde von W. Thoras.

